

Julie Orringer



Die unsichtbare Brücke

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andrea Fischer

Kiepenheuer & Witsch

Abdruck des Gedichts »Alle Fälle« mit freundlicher
Genehmigung des Suhrkamp Verlags: Wislawa Szymborska,
Die Gedichte, Herausgegeben und übertragen von Carl Dedecius,
Frankfurt am Main, 1997, S. 141.

Abdruck aus »Unerzählt« mit freundlicher Genehmigung des
Hanser Verlags: W. G. Sebald, Unerzählt, Mit Radierungen von Jan Peter Tripp,
Mit einem Gedicht von Hans Magnus Enzensberger und einem Nachwort
von Andrea Köhler, © 2003 Carl Hanser Verlag München.

Abdruck aus »Ansichtskarten« mit freundlicher Genehmigung von:
Miklós Radnóti, Ansichtskarten, Nachdichtung und Nachwort von
Franz Fühmann, Verlag Volk und Welt, Berlin, 1967, S. 90.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2012

Titel der Originalausgabe: The Invisible Bridge

Copyright © 2010 Julie Orringer

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2011, 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture / Millennium / Joaquin Quintero

Gesetzt aus der Bembo

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04391-4

1.

Ein Brief

SPÄTER WÜRDE ER IHR ERZÄHLEN, dass ihrer aller Geschichte in der königlich-ungarischen Oper begonnen habe, am Vorabend seiner Abreise mit dem Westeuropa-Express nach Paris. Es war das Jahr 1937, der Monat September, der Abend ungewöhnlich kühl. Sein Bruder hatte darauf bestanden, ihn zum Abschied in die Oper einzuladen. Auf dem Programm stand *Tosca*, sie hatten Plätze ganz weit oben. Die drei Marmorbögen der Fassade, die korinthischen Säulen, die heroischen Statuen im Hauptgesims – nicht für sie. Für sie gab es einen bescheidenen Nebeneingang mit einem rotgesichtigen Kartenabreißer, einen abgewetzten Holzboden und abblätternde Opernplakate an den Wänden. Junge Mädchen in knielangen Kleidern stiegen Arm in Arm mit jungen Männern in fadenscheinigen Anzügen die Stufen hinauf; Pensionäre im Streit mit ihren grauhaarigen Ehefrauen schlurften die fünf schmalen Treppen empor. Oben dann ein fröhliches Geklirre: der mit Spiegeln und Holzbänken gesäumte Erfrischungssalon, die Luft neblig vor Zigarettenqualm. Eine Tür am hinteren Ende führte in den Konzertsaal, in diese gewaltige, elektrisch beleuchtete Höhle mit ihrem Deckenfresko aus griechischen Gottheiten und den mit Goldvoluten geschmückten Rängen. Andras hätte sich nie träumen lassen, hier jemals eine Oper zu sehen, und es wäre auch nie dazu gekommen, wenn Tibor nicht die Karten gekauft hätte. Doch Tibor war der Meinung, zu einem Aufenthalt in Budapest gehöre mindestens ein Abend Puccini im Operaház. In diesem Moment beugte sich Tibor über das Geländer und zeigte Andras die Loge von Admiral Horthy, die allerdings bis auf einen alten General in Husarenjacke verlassen war. Tief unten geleiteten Platzanweiser im

Smoking die Herrschaften zu ihren Sitzen, Männer in Abendgarderobe, das Haar der Frauen funkelnd vor Schmuck.

»Wenn Mátyás das doch sehen könnte«, sagte Andras.

»Das wird er noch, Andráska. Er kommt nach Budapest, wenn er sein Abitur hat. Und ein Jahr später wird ihm die Stadt zum Hals heraushängen.«

Andras musste lächeln. Tibor und er waren nach Budapest gezogen, kurz nachdem sie den Abschluss am Gimnázium in Debrecen gemacht hatten. Aufgewachsen waren die drei Brüder in Konyár, einem kleinen Dorf in der nördlichen Tiefebene, und auch für die beiden Älteren war die Hauptstadt einst der Mittelpunkt der Welt gewesen. Jetzt plante Tibor, zum Medizinstudium nach Italien zu gehen, und Andras, der erst seit einem Jahr in Budapest war, würde am nächsten Tag zu einer Hochschule in Paris aufbrechen. Bis die Nachricht von der École Spéciale d'Architecture gekommen war, hatten alle gedacht, Tibor würde als Erster der beiden fortziehen. In den letzten drei Jahren hatte er als Verkäufer in einem Schuhgeschäft auf der Váci utca gearbeitet, Geld für das Studium zur Seite gelegt und nachts so verbissen über seinen medizinischen Lehrbüchern gebrütet, als stehe sein eigenes Leben auf dem Spiel. Als Andras ein Jahr zuvor bei Tibor eingezogen war, schien die Abreise des großen Bruders kurz bevorzustehen. Tibor hatte die Zulassungsprüfungen bereits bestanden und seine Bewerbung an die Medizinische Fakultät in Modena geschickt. Er vermutete, es würde etwa sechs Monate dauern, bis er angenommen wurde und sein Studentenvisum bekam. Doch dann hatte die Universität ihn auf eine Warteliste für ausländische Studenten gesetzt, und ihm war mitgeteilt worden, dass bis zu seiner Immatrikulation noch ein oder zwei Jahre vergehen könnten.

Seit der Nachricht von Andras' Stipendium hatte Tibor noch kein Wort über seine eigene Situation verloren, nicht die Spur von Neid erkennen lassen. Stattdessen hatte er Opernkarten gekauft und Andras bei den Reisevorbereitungen geholfen. Als nun das Licht schwächer wurde und das Orchester mit dem Stimmen der Instrumente begann, schämte Andras sich insgeheim: Obwohl er wusste, dass er sich bei umgekehrter Ausgangslage auch

für Tibor freuen würde, war ihm klar, dass er dennoch seinen Neid wohl nur schwer würde verbergen können.

Aus einer Tür neben dem Orchestergraben kam ein großer, spindeldürrer Mann mit flammender weißer Haarpracht ins Scheinwerferlicht. Begleitet von anerkennenden Rufen aus dem Publikum trat er ans Pult. Er musste sich noch dreimal verbeugen und kapitulierend die Hände in die Luft recken, ehe es ruhig wurde; dann drehte er sich zu den Musikern um und hob den Dirigentenstab. Nach einem Augenblick gespannter Stille brach das Brausen der Blechblas- und Streichinstrumente los, und ihr mächtiger Klang erfüllte Andras' Brustkorb, dass ihm fast die Luft wegblieb. Der Samtvorhang hob sich und gab den Blick frei auf das Innere einer italienischen Kathedrale, perfekt wiedergegeben bis ins kleinste Detail. Durch Bleiglasfenster fielen bernsteingelbe und azurblaue Lichtstrahlen, und das halb fertige Fresko von Maria Magdalena leuchtete geisterhaft auf einer Gipswand. Ein Mann in gestreifter Häftlingskleidung schlich in die Kirche und versteckte sich in einer der dunklen Seitenkapellen. Ein Maler kam herein und arbeitete am Fresko, gefolgt von einem Mesner, der penibel darauf achtete, dass der Maler vor dem nächsten Gottesdienst seine Pinsel und Tücher wegräumte. Dann trat die Operndiva Tosca auf, das Modell für die Maria Magdalena. Die karmesinroten Röcke rauschten um ihre Knöchel. Gesang stieg empor und schwebte unter der bemalten Kuppel des Operaház: der klarinettengleiche Tenor des Malers Cavaradossi, der volltönende Bass des flüchtigen Angelotti, der aprikosenwarme Sopran der fiktiven Diva Tosca, verkörpert durch die ungarische Diva Zsuzsa Toronyi. Der Klang war so dicht, so greifbar, dass Andras das Gefühl hatte, ihn mit den Händen fassen zu können, wenn er sich über die Brüstung lehnte. Das Gebäude selbst war zu einem Instrument geworden, dachte er: Die Architektur weitete und perfektionierte den Klang, unterstrich und umschloss ihn.

»Das werde ich nie vergessen«, flüsterte Andras seinem Bruder zu.

»Das will ich dir auch geraten haben«, wisperte Tibor zurück. »Ich erwarte von dir, dass du mich in die Oper ausführst, wenn ich dich in Paris besuche.«

In der Pause tranken sie im Erfrischungssalon kleine Tassen schwarzen Kaffee und unterhielten sich über das, was sie gesehen hatten. Weigerte sich der Maler eher aus selbstloser Treue oder aus selbstherrlichem Wagemut, seinen Freund zu verraten? Sublimierte die Folter, die er deshalb über sich ergehen lassen musste, sein sexuelles Begehren, seine Fixiertheit auf Tosca? Hätte Tosca Scarpia auch dann erstochen, wenn ihr das Melodramatische durch ihren Beruf nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre? Dieser Gedankenaustausch hatte etwas Bittersüßes für Andras; stundenlang hatte er als kleiner Junge zugehört, wenn Tibor mit seinen Freunden über Philosophie, Sport oder Literatur diskutierte, und sich nach dem Tag gesehnt, wenn er eine Bemerkung machen würde, die Tibor geistreich oder zutreffend fand. Doch nun, da er dem großen Bruder ebenbürtig war, zumindest annähernd, ging er selbst fort, stieg in einen Zug, der ihn Tausende von Kilometern in die Ferne trug.

»Was hast du?«, fragte Tibor und legte Andras die Hand auf den Arm.

»Zu viel Rauch«, sagte er hustend und wich Tibors Blick aus. Er war erleichtert, als die flackernden Lampen das Ende der Pause ankündigten.

Nach dem dritten Akt und zahllosen Vorhängen – Tosca und Cavaradossi wunderbarerweise von den Toten auferstanden, der böse Scarpia süß lächelnd mit einem Armvoll roter Rosen – drängten Andras und Tibor auf den Ausgang zu und schoben sich die überfüllte Treppe hinunter. Draußen waren über dem fahlen Licht der Stadt nur schwach einige Sterne zu sehen. Tibor nahm Andras am Arm und führte ihn nach vorn zur Andrassy-Seite des Gebäudes, wo nach und nach die Stammbesucher vom ersten Rang und Parkett durch die drei Marmorbögen des Haupteingangs nach draußen traten.

»Ich möchte, dass du dir das Foyer anschaust«, sagte er. »Wir sagen dem Platzanweiser einfach, wir hätten etwas vergessen.«

Andras folgte Tibor durch den mittleren Marmorbogen in die kronleuchterhelle Eingangshalle, wo eine Marmortreppe ihre Flügel bis zur Galerie spannte. Herren und Damen in Abend-

kleidung schritten herab, doch Andras hatte nur Augen für die Architektur: das Eierstabmuster entlang der Treppe, das Kreuzgewölbe darüber, die grau-goldenen korinthischen Säulen, die die Galerie trugen. Miklos Ybl, ein Ungar aus Székesfehérvár, hatte mit seinem Entwurf die internationale Ausschreibung für das Opernhaus gewonnen; Andras' Vater hatte seinem Sohn zum achten Geburtstag ein Buch mit Ybls Zeichnungen geschenkt; viele Nachmittage hatte Andras damit verbracht, das Bauwerk zu studieren. Während das Publikum um ihn herum auf die Straße drängte, staunte er hinauf in das Deckengewölbe und war derart vertieft in den Vergleich dieser dreidimensionalen Version mit den filigranen Zeichnungen in seinem Gedächtnis, dass er kaum wahrnahm, wie jemand vor ihm stehen blieb und ihn ansprach. Er musste blinzeln und sich bewusst auf die Person konzentrieren, eine imposante Dame in aufgeplustertem Zobelmantel, der er offenbar im Weg stand. Andras verbeugte sich und trat beiseite.

»Nein, nein«, sagte sie. »Sie stehen genau dort, wo Sie sein sollen. Welch ein Glück, Sie hier zu treffen! Ich hätte nicht gewusst, wie ich Sie sonst hätte ausfindig machen sollen.«

Andras versuchte sich zu erinnern, wann und wo er diese Dame kennengelernt haben mochte. Eine Diamantkette funkelte um ihren Hals, unter ihrem fellgefütterten Mantel schaute der Rock eines rosensfarbenen Seidenkleids hervor; ihr dunkles Haar war zu einer Kappe eng anliegender Locken gesteckt. Sie führte ihn am Arm hinaus zur Eingangstreppe.

»Das waren Sie doch letzts in der Bank, oder?«, fragte die Dame. »Sie waren das mit dem Umschlag voller Francs.«

Jetzt erkannte Andras sie wieder: Es war Elza Hász, die Gattin des Bankdirektors. Andras hatte sie einige Male in der großen Synagoge auf der Dohány utca gesehen, wo Tibor und er gelegentlich freitagabends den Gottesdienst besuchten. Vor Kurzem war Andras in der Bank mit ihr zusammengestoßen, als sie die Eingangshalle durchquerte; sie hatte ihre gestreifte Hutschachtel fallen lassen, ihm war der Umschlag mit den Franc-Scheinen aus der Hand gerutscht. Der Umschlag hatte sich geöffnet, und die rosagrünen Banknoten waren wie Herbstlaub um ihre Füße

geflattert. Andras hatte die Hutschachtel aufgehoben, sie Frau Hász zurückgereicht und beobachtet, wie sie durch eine Tür mit der Aufschrift PRIVAT verschwand.

»Sie sehen aus, als wären Sie ungefähr im Alter meines Sohnes«, sagte sie nun. »Und aus der Währung Ihres Geldes schließe ich, dass Sie auf dem Weg zum Studium nach Paris sind.«

»Morgen Nachmittag«, sagte Andras.

»Sie müssen mir einen großen Gefallen tun. Mein Sohn studiert an der Beaux-Arts, und ich möchte gerne, dass Sie ein Paket für ihn mitnehmen, eine kleine Kiste. Wäre das eine allzu schlimme Zumutung?«

Es dauerte eine Weile, ehe Andras antworten konnte. Die Zusage, ein Paket nach Paris zu befördern, bedeutete einzustehen, dass er tatsächlich ging, dass er seine Brüder, seine Eltern und sein Land hinter sich lassen und in die unbekannte Weite Westeuropas aufbrechen würde.

»Wo wohnt Ihr Sohn denn?«, fragte er.

»Im Quartier Latin natürlich«, sagte sie lachend. »In einer Mansardenwohnung, nicht in so einer hübschen Villa wie unser Cavaradossi. Obwohl er schreibt, er hätte heißes Wasser und einen Blick aufs Panthéon. Ach, da kommt der Wagen!« Eine graue Limousine fuhr vor, und Frau Hász hob den Arm, um dem Chauffeur ein Zeichen zu geben. »Kommen Sie morgen Vormittag vorbei. Benczúr utca 26. Ich werde alles bereithalten.« Sie zog den Kragen ihres Mantels enger und hastete hinunter zum Wagen, ohne Andras noch eines Blickes zu würdigen.

»Na!«, sagte Tibor und gesellte sich zu Andras auf der Treppe. »Du erzählst mir bestimmt, was das gerade war.«

»Ich soll mich als internationaler Kurier betätigen. Madame Hász möchte, dass ich ihrem Sohn in Paris ein Paket übergebe. Sie hat mich letztens in der Bank gesehen, als ich Geld gewechselt habe.«

»Hast du zugesagt?«

»Ja.«

Tibor seufzte und blickte hinüber zu den gelben Straßenbahnen, die den Boulevard entlangfuhren. »Es wird hier bestimmt schrecklich langweilig ohne dich, Andráska.«

»Blödsinn! Ich wette, es dauert keine Woche, und du hast eine Freundin.«

»Na klar! Die Mädchen sind ganz verrückt nach einem armen Schuhverkäufer.«

Andras grinste. »Na endlich, ein wenig Selbstmitleid! Ich bin schon langsam verzweifelt, weil du so großzügig und verständnisvoll bist.«

»Ganz und gar nicht. Ich könnte dich umbringen. Aber was würde das nützen? Dann würde keiner von uns beiden ins Ausland kommen.« Tibor grinste, doch seine Augen hinter dem silbernen Brillengestell waren ernst. Er hakte sich bei Andras unter und führte ihn, einige Takte der Ouvertüre summend, die Stufen hinab. Es waren nur drei Querstraßen bis zu ihrem Haus auf der Hársfa utca; vor der Tür blieben sie stehen und sogen noch einmal die Nachtluft ein, ehe sie zu ihrer Wohnung hinaufstiegen. Der Himmel über dem Operaház hinter ihnen war blassorange vom Streulicht, das Echo der Straßenbahnglocken klang vom Boulevard herüber. Im Halbdunkel fand Andras Tibor so schön wie einen Filmstar, keck, wie er den Hut auf den Kopf gesetzt und sich den weißen seidenen Abendschal über die Schulter geworfen hatte. In diesem Moment sah sein Bruder aus wie ein Mann, der ein aufregendes, unkonventionelles Leben vor sich hatte, ein Mann, der viel besser als Andras geeignet war, in einem fremden Land aus einem Eisenbahnwaggon zu steigen, um dort sein Glück zu machen. Dann zog Tibor zwinkernd den Schlüssel aus der Tasche, und einen Augenblick später jagten sie die Treppen hinauf wie Schuljungen.

Frau Hász wohnte in der Nähe des Városliget, des Stadtparks mit seiner Märchenburg und der weitläufigen Badeanstalt. Das Haus auf der Benczúr utca war eine Villa im italienischen Stil mit cremefarbenem Stuck, auf drei Seiten von einem verborgenen Garten umgeben; hinter einer weißen Steinmauer erhoben sich die Wipfel von Spalierbäumen. Andras konnte das schwache Plätschern eines Springbrunnens ausmachen und das Kratzen eines Gärtnerrechens. Er fand es schwer vorstellbar, dass hier Juden lebten, doch am Eingang war eine Mesusa an

den Türrahmen genagelt – ein von goldenem Efeu umrankter silberner Zylinder. Als Andras auf die Klingel drückte, erklang im Haus ein fünftöniges Geläut. Dann näherten sich klappernd Absätze auf Marmor, schwere Riegel wurden zurückgeschoben. Eine weißhaarige Haushälterin öffnete die Tür und bat Andras herein. Er trat in einen Eingangsbereich mit Kuppeldecke und rosafarbenem Marmorboden, in dessen Mitte ein Intarsientisch mit einer chinesischen Vase voller Callas stand.

»Madame Hász ist im Wohnzimmer«, sagte die Frau.

Andras folgte ihr durch die Eingangshalle und einen Gang mit gewölbter Decke hinunter. Sie blieben vor einer Tür stehen, durch die er das Crescendo und Decrescendo von Frauenstimmen hörte. Andras konnte die einzelnen Worte nicht verstehen, aber es war ganz offensichtlich ein Streit: Eine Stimme wurde immer höher und schriller, dann wieder schwächer; die andere war anfangs ruhig, erhob sich, setzte nach und verstummte schließlich.

»Warten Sie kurz«, bat die Haushälterin und ging hinein, um Andras' Ankunft zu verkünden. Es folgte abermals ein kurzer Wortwechsel, als hätte der Streit etwas mit Andras zu tun. Dann kam die weißhaarige Frau wieder heraus und geleitete ihn in einen großen, hellen Raum, in dem es nach Blumen und gebuttertem Toast roch. Auf dem Boden lagen rosa-goldene Perserteppiche, darauf standen weiße Damastessel, zwei lachsfarbene Sofas; auf einem niedrigen Tisch eine Schale mit gelben Rosen. Frau Hász hatte sich von ihrem Stuhl in der Ecke erhoben. An einem Sekretär am Fenster saß eine ältere Dame in schwarzer Witwentracht, das Haar mit einem Spitzentuch bedeckt. Sie hielt einen wachsversiegelten Brief in der Hand, den sie unter einen gläsernen Briefbeschwerer auf einen Bücherstapel legte. Frau Hász durchquerte das Zimmer, um Andras zu begrüßen. Ihre Hand war fest und kalt.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte sie. »Das ist meine Schwiegermutter, die ältere Frau Hász.« Sie wies mit dem Kinn auf die Dame in Schwarz. Die Frau war zierlich und hatte tiefe Falten im Gesicht, das Andras trotz seiner kummervollen Aura schön fand; die großen grauen Augen strahlten stillen Schmerz

aus. Er deutete eine Verbeugung an und grüßte förmlich: *Kezét csókolom*, ich küsse Ihre Hand.

Die ältere Dame nickte zur Erwidrerung. »Sie haben sich also bereit erklärt, József ein Paket zu bringen«, sagte sie. »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Es gibt sicherlich schon genug, an das Sie denken müssen.«

»Nicht der Rede wert.«

»Wir werden Sie nicht lange aufhalten«, sagte Frau Hász. »Simon packt gerade die letzten Dinge ein. In der Zwischenzeit werde ich eine Kleinigkeit zu essen bringen lassen. Sie sehen halb verhungert aus.«

»Nein, bitte machen Sie sich keine Umstände!«, sagte Andras. Tatsächlich hatte ihn der verlockende Toastgeruch daran erinnert, dass er noch nichts gegessen hatte, doch er befürchtete, dass selbst die kleinste Mahlzeit in diesem Haus eine längere Zeremonie mit ihm unbekanntem Regeln erforderlich machen würde. Und er hatte es eilig: Sein Zug ging in drei Stunden.

»Junge Männer haben immer Hunger«, sagte Frau Hász und rief die Haushälterin zu sich. Sie gab ihr einige Anweisungen und schickte sie wieder davon.

Die ältere Dame erhob sich von ihrem Stuhl am Schreibtisch und machte Andras Zeichen, neben ihr auf einem der lachsfarbenen Sofas Platz zu nehmen. Er setzte sich, besorgt, seine Hose könne einen Fleck auf der Seide hinterlassen. Die ältere Frau Hász faltete ihre schmalen Hände im Schoß und fragte Andras, was er in Paris studieren werde.

»Architektur«, erwiderte er.

»Tatsächlich? Dann werden Sie ja ein Kommilitone von József an der Beaux-Arts sein, nicht?«

»Ich gehe auf die *École Spéciale*«, sagte Andras. »Nicht auf die Beaux-Arts.«

Die jüngere Frau Hász nahm auf dem gegenüberliegenden Sofa Platz. »Die *École Spéciale*?«, wiederholte sie. »Von der hat József noch nie gesprochen.«

»Das ist eher eine Handwerksschule als eine Hochschule wie die Beaux-Arts«, sagte Andras. »So habe ich es wenigstens ver-

standen. Ich habe ein Stipendium von Izraelita Hitközség. Eigentlich war es ein glücklicher Zufall.«

»Ein Zufall?«

Und Andras erzählte: Der Chefredakteur von *Vergangenheit und Zukunft*, der Zeitschrift, bei der er arbeitete, hatte Andras' Umschlagentwürfe für eine Ausstellung in Paris eingereicht – eine Werkschau junger mitteleuropäischer Künstler. Seine Arbeiten waren ausgewählt und ausgestellt worden; ein Professor von der *École Spéciale* hatte die Ausstellung gesehen und Erkundigungen über Andras eingeholt. Der Chefredakteur hatte dem Professor erklärt, dass Andras Architekt werden wolle, es aber für jüdische Studenten in Ungarn schwierig sei, einen Studienplatz zu bekommen: Ein längst überholter Numerus clausus, der die Zahl der jüdischen Studenten seit den Zwanzigerjahren auf sechs Prozent beschränkte, schwebte immer noch unheilvoll über den Universitäten. Der Professor von der *École Spéciale* hatte Briefe geschrieben und die Zulassungsstelle schriftlich ersucht, Andras einen Platz in einer Anfängerklasse zu geben. Der jüdische Gemeindeverband von Budapest, Izraelita Hitközség, hatte das Geld für Unterricht, Unterkunft und Logis aufgebracht. Es war alles innerhalb weniger Wochen über die Bühne gegangen, auch wenn es immer wieder ausgesehen hatte, als würde das Unternehmen doch noch ins Wasser fallen. War es jedoch nicht; Andras würde fahren. Sein Unterricht begann in sechs Tagen.

»Aha«, erwiderte die jüngere Frau Hász, als er zu Ende berichtet hatte, »was für ein Glück! Und dann auch noch ein Stipendium!« Doch bei den letzten Worten senkte sie den Blick, und Andras wurde von einer Empfindung aus seiner Schulzeit in Debrecen heimgesucht: eine unerwartete Scham, als sei er bis auf die Unterwäsche entkleidet. Nur wenige Male hatte er damals unter der Woche den Nachmittag bei Mitschülern verbracht, die in der Stadt wohnten, deren Väter Anwälte oder Bankiers waren und die keinen Schlafplatz bei armen Leuten hatten – Jungen, die nachts allein in ihrem Bett schliefen, die in gebügelten Hemden zur Schule kamen und jeden Tag zu Hause Mittag aßen. Einige Mütter dieser Jungen hatten Andras

beflissen mitleidig, andere angewidert distanziert behandelt. In ihrer Gegenwart hatte er sich nackt gefühlt. Jetzt zwang er sich, Józsefs Mutter anzuschauen und zu sagen: »Ja, es ist ein großes Glück.«

»Und wo werden Sie wohnen?«, fragte sie.

Andras rieb sich mit den feuchten Handflächen über die Knie.

»Im Quartier Latin vermutlich.«

»Aber wo werden Sie schlafen, wenn Sie ankommen?«

»Ich muss mich vor Ort noch um ein Zimmer kümmern.«

»Unsinn!«, sagte die ältere Dame und legte ihre Hand auf die von Andras. »Sie werden zu József gehen, das werden Sie tun.«

Die jüngere Frau Hász hüstelte und betastete ihr Haar. »Wir sollten keine Zusagen in Józsefs Namen machen«, sagte sie. »Vielleicht hat er keinen Platz für einen Gast.«

»Ach, Elza, du bist furchtbar hochnäsig«, sagte ihre Schwiegermutter. »Herr Lévi erweist József einen Dienst. Da wird er bestimmt ein Sofa für ihn erübrigen können, zumindest für ein paar Tage. Wir werden ihm heute Nachmittag telegrafieren.«

»Da kommen die Sandwiches«, sagte die Jüngere, sichtlich erleichtert über die Ablenkung.

Die Haushälterin schob einen Teewagen ins Zimmer. Neben dem Teeservice stand eine gläserne Kuchenplatte mit einem Berg von Sandwiches, so blass, als seien sie aus Schnee geformt. Am Fuß der Platte lag eine scherenähnliche Silberzange, wie zur Ermahnung, dass die Brote nicht für die Berührung von Menschenhand gedacht waren. Die ältere Dame griff zu der Zange und stapelte mehr Sandwiches auf Andras' Teller, als er selbst zu nehmen gewagt hätte. Als die jüngere Frau Hász sich ohne die Hilfe von Silberbesteck oder Zange ein Sandwich nahm, traute Andras sich auch, in eines hineinzubeißen. Es war mit Dill-Rahmkäse bestrichen, die Krusten waren abgeschnitten worden. Hauchdünne Scheibchen gelber Paprika waren der einzige Hinweis, dass das Sandwich von einem Ort innerhalb der Grenzen Ungarns stammte.

Während die jüngere Frau Hász Andras eine Tasse Tee einschenkte, ging ihre Schwiegermutter an den Schreibtisch und

zog ein weißes Kärtchen hervor, auf das sie Andras bat, seinen Namen und seine Anreisedaten zu notieren. Sie wollte József telegrafieren und ihn bitten, am Bahnhof auf Andras zu warten. Sie reichte ihm einen gläsernen Füllhalter mit einer filigranen zarten Goldfeder. Andras beugte sich über den niedrigen Tisch und schrieb die Angaben in seiner kantigen Druckschrift nieder, voller Angst, die Feder zu zerbrechen oder Tinte auf den Persterteppich zu tropfen. Stattdessen beschmierte er seine Finger, was er jedoch erst bemerkte, als er auf sein letztes Sandwich hinabsah und das Brot violette Flecke hatte. Er fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis dieser Simon, wer auch immer das war, mit der Kiste für József auftauchte. Von weit hinten im Flur war ein Hämmern zu hören. Andras hoffte, dass der Deckel jetzt zugenagelt wurde.

Die ältere Frau schien sich darüber zu freuen, dass Andras seinen Teller leer gegessen hatte. Sie schenkte ihm ein warmes, zugleich aber auch kummervolles Lächeln. »Dann werden Sie also das erste Mal in Paris sein.«

»Ja«, bestätigte Andras. »Das erste Mal im Ausland.«

»Lassen Sie sich nicht von meinem Enkel kränken«, sagte sie. »Er ist ein lieber Junge, wenn man ihn besser kennt.«

»József ist ein perfekter Gentleman«, fuhr die jüngere Frau Hász dazwischen und errötete bis unter die Haarwurzeln ihrer dicht gesteckten Locken.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, ihm zu telegrafieren«, sagte Andras.

»Aber nicht doch«, gab die Ältere zurück. Sie schrieb Józsefs Adresse auf eine andere Karte und reichte sie ihm. Kurz darauf betrat ein Mann in einer Butlerlivree den Salon mit einer riesigen Holzkiste in den Armen.

»Danke, Simon«, sagte die jüngere Frau Hász. »Sie können das hier hinstellen.«

Der Mann setzte die Kiste auf dem Teppich ab und zog sich zurück. Andras warf einen kurzen Blick auf die goldene Uhr über dem Kaminsims. »Vielen Dank für die Sandwiches«, sagte er. »Ich gehe jetzt besser.«

»Bleiben Sie doch noch einen Moment, wenn es Ihnen nichts

ausmacht«, sagte die Dame in Schwarz. »Ich möchte Sie bitten, noch etwas mitzunehmen.« Sie ging zum Schreibtisch und zog den versiegelten Brief unter dem Briefbeschwerer hervor.

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Lévi«, sagte die jüngere Frau Hász peinlich berührt. Sie erhob sich, ging durchs Zimmer und legte ihrer Schwiegermutter die Hand auf den Arm. »Wir haben doch darüber gesprochen.«

»Dann werde ich mich nicht wiederholen«, gab die Ältere zurück und senkte die Stimme. »Nimm bitte deine Hand weg, Elza.«

Józsefs Mutter schüttelte den Kopf. »György wäre auch meiner Meinung. Es ist unklug.«

»Mein Sohn ist ein guter Mann, aber er weiß nicht immer, was klug ist und was nicht«, sagte die ältere Frau Hász. Vorsichtig entzog sie ihren Arm dem Griff der Schwiegertochter, kehrte zum lachsfarbenen Sofa zurück und reichte Andras das Kuvert. Darauf geschrieben waren der Name C. MORGENSTERN und eine Adresse in Paris.

»Das ist eine Nachricht für einen Freund der Familie«, sagte sie und sah Andras fest in die Augen. »Vielleicht halten Sie mich für übervorsichtig, doch aus gewissen Gründen möchte ich mich nicht so recht auf die ungarische Post verlassen. Es könnte etwas verloren gehen oder in die falschen Hände geraten, wissen Sie.« Sie wandte den Blick nicht von Andras ab, schien ihn zu bitten, nicht zu hinterfragen, was sie damit meinte oder was heikel genug sein mochte, um dieses Maß an Vorsicht notwendig zu machen. »Wenn Sie so freundlich sind, wäre es mir lieber, wenn Sie mit niemandem über den Brief sprächen. Insbesondere nicht mit meinem Enkel. Kaufen Sie einfach nur eine Marke und werfen Sie das Kuvert in einen Briefkasten, wenn Sie in Paris sind. Sie würden mir einen großen Gefallen tun.«

Andras schob den Brief in seine Brusttasche. »Keine Ursache«, sagte er.

Die jüngere Frau Hász stand steif neben dem Schreibtisch, die Wangen trotz des Puders gerötet. Eine Hand ruhte noch immer auf dem Bücherstapel, als könne sie den Brief durch den Raum an seinen vorherigen Platz zurückbeordern. Aber

es war nicht mehr zu ändern, das war offensichtlich; die Ältere hatte gewonnen, die Jüngere musste nun so tun, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Sie fing sich und glättete ihren grauen Rock, dann kehrte sie zu dem Sofa zurück, wo Andras saß.

»Nun«, sagte sie und faltete die Hände. »Dann haben wir unsere Geschäfte jetzt wohl abgeschlossen. Ich hoffe, mein Sohn wird Ihnen in Paris eine Hilfe sein.«

»Danke für alles«, sagte Andras. »Ist das die Kiste, die ich mitnehmen soll?«

»Ja, das ist sie«, sagte Józsefs Mutter und führte ihn darauf zu.

Die Holzkiste war groß genug für zwei Picknickkörbe. Andras hob sie an und machte einige schwankende Schritte auf die Tür zu.

»Du liebe Güte«, sagte Frau Hász. »Schaffen Sie das?«

Andras nickte stumm.

»Oh, nein! Sie dürfen sich nicht so anstrengen!« Sie drückte auf einen Schalter an der Wand, und kurz darauf erschien erneut Simon. Er nahm Andras die Kiste ab und marschierte durch die Haustür nach draußen. Andras folgte ihm, und die ältere Frau Hász begleitete ihn bis zur Auffahrt, wo der lange graue Wagen wartete. Offenbar wollten sie ihn darin nach Hause bringen. Es war eine englische Marke, ein Bentley. Andras wünschte, Tibor könne ihn sehen.

Józsefs Großmutter legte ihm eine Hand auf den Arm. »Vielen Dank für alles«, sagte sie.

»Ist mir ein Vergnügen.« Andras verbeugte sich zum Abschied.

Sie drückte seinen Arm und ging dann ins Haus; die Tür fiel lautlos hinter ihr ins Schloss. Als der Wagen anfuhr, sah Andras sich unvermittelt noch einmal nach dem Haus um. Er suchte die Fenster ab, ohne genau zu wissen, was er zu sehen erwartete. Dort rührte sich nichts, weder ein Vorhang noch der Schemen eines Gesichts hinter einer Scheibe. Andras stellte sich vor, wie die jüngere Frau Hász schweigend enttäuscht in den Salon zurückkehrte, während die ältere sich in die Tiefen hinter der butterfarbenen Fassade zurückzog und einen Raum betrat, dessen

prall gepolsterte Möbel sie zu ersticken drohten, ein Zimmer mit Fenstern, die einen trostlosen Ausblick boten. Andras drehte sich um und legte einen Arm auf die Kiste für József, dann nannte er zum letzten Mal seine Adresse auf der Hársfa utca.

2.

Der Westeuropa-Express

NATÜRLICH ERZÄHLTE ER TIBOR VON DEM BRIEF; EIN SOLCHES GEHEIMNIS HÄTTE ER IHM NICHT VORENTHALTEN KÖNNEN. IN IHREM GEMEINSAMEN SCHLAFZIMMER NAHM SEIN BRUDER DEN UMSCHLAG UND HIELT IHN GEGEN DAS LICHT. ER WAR MIT ROTEM SIEGELWACHS VERSCHLOSSEN, IN DAS DIE ÄLTERE FRAU HÁSZ IHR MONOGRAMM GEDRÜCKT HATTE.

»Was hältst du davon?«, fragte Andras.

»Romantische Verwicklungen«, sagte Tibor und grinste. »Die Marotten einer betagten Dame, dazu eine fixe Idee über die Unzuverlässigkeit der Post. Ein ehemaliger Liebhaber, dieser Morgenstern auf der Rue de Sévigné. Würde ich sagen.« Er reichte Andras den Brief zurück. »Jetzt bist du auch Teil dieser Liebesgeschichte.«

Andras schob den Brief in ein Fach seines Koffers und nahm sich vor, ihn nicht zu vergessen. Dann ging er zum fünfzigsten Mal seine Liste durch und stellte fest, dass es nichts anderes mehr zu tun gab, als nach Paris aufzubrechen. Um das Geld fürs Taxi zu sparen, lieh er sich mit Tibor einen Karren vom Lebensmittelhändler nebenan, und gemeinsam schoben sie Andras' Koffer und die riesige Kiste für József bis zum Nyugati-Bahnhof. Am Schalter gab es eine kurze Unstimmigkeit wegen Andras' Reisepass, der offenbar zu neu aussah, um echt zu sein; ein Ausreisebeamter musste konsultiert werden, dann ein noch höherer Beamter, schließlich sogar ein Ober-Beamter in einem mit goldenen Knöpfen verzierten Mantel, der ein kleines Zeichen an den Rand von Andras' Reisepass machte und die anderen Beamten tadelte, ihn von seiner Arbeit abgehalten zu haben. Wenige Minuten, nachdem die Sache mit den Papieren erledigt

war, hantierte Andras in seinem Lederranzen herum und ließ den Reisepass in den schmalen Spalt zwischen Bahnsteig und Zug fallen. Ein verständnisvoller Herr bot seinen Regenschirm an; Tibor schob den Schirm in den Spalt und bugsierte den Pass an eine Stelle, wo er ihn mit der Hand erreichen konnte.

»Ich würde sagen, jetzt sieht er benutzt aus«, sagte er, als er ihn herauszog und Andras reichte. Der Reisepass war verdreckt und an einer Ecke eingerissen, wo Tibor ihn mit dem Regenschirm aufgespießt hatte. Andras verstaute ihn diesmal sorgfältig, und die beiden gingen den Bahnsteig hinunter bis zur Tür des Waggons dritter Klasse, wo ein Schaffner mit rot-goldener Mütze die Reisenden in den Zug bugsierte.

»Nun«, sagte Tibor, »du gehst jetzt wohl besser auf deinen Platz.« Seine Augen hinter der Brille waren feucht, er legte Andras die Hand auf den Arm. »Pass von jetzt an gut auf deinen Ausweis auf.«

»Das werde ich«, sagte Andras, ohne Anstalten zu machen, in den Zug zu steigen. Die große Stadt Paris wartete; plötzlich war ihm schwindelig vor Angst.

»Alles einsteigen!«, rief der Schaffner und warf Andras einen Blick zu.

Tibor küsste Andras auf beide Wangen und drückte ihn lange Zeit an sich. Wenn sie als Kinder zur Schule gegangen waren, hatte ihr Vater ihnen immer die Hände auf den Kopf gelegt und das Reisegebet gesprochen, ehe er sie in den Zug steigen ließ; jetzt flüsterte Tibor die Worte leise vor sich hin: *Möge Gott deine Schritte zum Frieden leiten und dich vor aller Gefahr behüten. Er bewahre dich vor allem Unheil dieser Welt. Möge Gott bei allen, die dir begegnen, Freundlichkeit walten lassen.* Dann gab er Andras noch einen Kuss. »Du wirst als Mann von Welt zurückkommen«, sagte er. »Als Architekt. Dann kannst du mir ein Haus bauen. Ich verlass mich darauf, hörst du?«

Andras brachte kein Wort hervor. Er seufzte schwer und blickte auf den glatten Beton des Bahnsteigs, wo sich Reiseaufkleber ungezählter Nationen sammelten. Deutschland. Italien. Frankreich. Er fühlte sich mit seinem Bruder über die Gefäße, über das Gewebe verbunden, so als seien sie an der Brust zusammenge-

wachsen; die Vorstellung, dass Andras in einen Zug steigen würde, um von seinem Bruder fortgebracht zu werden, erschien ihm so falsch wie das Einstellen der Atmung. Der Schaffner pfiiff.

Tibor nahm die Brille ab und drückte sich mit den Fingern in die Augenwinkel. »Genug jetzt«, sagte er. »Wir sehen uns bald wieder. Los mit dir.«

Irgendwann nach Einbruch der Dunkelheit stellte Andras fest, dass er durch das Fenster eine kleine Stadt sah, in der alle Straßenschilder und Geschäfte auf Deutsch beschriftet waren. Der Zug musste über die Grenze gehuscht sein, ohne dass Andras es bemerkt hatte; während er schlief, ein Buch mit Petőfi-Gedichten auf dem Schoß, hatten sie die landumschlossene Keimzelle Ungarns verlassen und die große weite Welt erreicht. Andras legte die Hände wie ein Fernglas an die Scheibe und suchte in den schmalen Straßen nach Österreichern, konnte aber keine entdecken; die Häuser wurden immer kleiner und lagen immer weiter auseinander, dann ging die Ortschaft in Landschaft über. Österreichische Scheunen, schummrig im Mondlicht. Österreichische Kühe. Ein österreichischer Karren, beladen mit silbrigem Heu. In weiter Ferne unter dem nachtblauen Himmel das dunklere Blau der Berge. Andras öffnete das Fenster ein paar Zentimeter; die Luft draußen war kühl und roch nach brennendem Holz.

Er hatte das sonderbare Gefühl, nicht zu wissen, wer er war, als hätte er die Landkarte seiner eigenen Existenz verlassen. Es war das genaue Gegenteil der Empfindung, die er immer hatte, wenn er von Budapest ostwärts nach Konyár fuhr, um seine Eltern zu besuchen; auf jenen Fahrten zu seinem Geburtsort hatte er das Gefühl, tiefer zu seinem Selbst vorzudringen, sich einem wesentlichen Kern zu nähern wie der reiskorngroßen Miniatur in der Mitte der russischen Matrjoschkapuppe, die bei seiner Mutter in der Küche auf der Fensterbank stand. Doch was sollte er jetzt in sich sehen, in diesem Andras Lévi, der mit dem Zug durch Österreich nach Westen fuhr? Vor der Abreise in Budapest hatte er kaum darüber nachgedacht, wie schlecht vorbereitet er für ein Abenteuer wie dieses war, ein fünfjähriges Studium an

einem Architekturkolleg in Paris. Wien oder Prag hätte er vielleicht gemeistert; er hatte immer gute Zensuren in Deutsch gehabt, die Sprache seit dem zwölften Lebensjahr gelernt. Aber es waren Paris und die *École Spéciale*, die ihn haben wollten, und jetzt würde er mit seinen zwei Schuljahren halb vergessenem Französisch zurechtkommen müssen. Andras kannte nur wenig mehr als ein paar Essensbezeichnungen, Namen von Körperteilen und lobende Adjektive. Wie alle Jungen an seiner Schule in Debrecen hatte er sich die französischen Wörter für die Sexstellungen gemerkt, die auf einem Satz alter Fotografien abgebildet waren, weitergereicht von einer Schüलगeneration an die nächste: *croupade, les ciseaux, à la grecque*. Die Postkarten waren so alt und so gründlich betastet worden, dass die Abbildungen ineinander verschlungener Paare nur noch als silberne Geister sichtbar waren, und das auch nur, wenn die Karten in einem bestimmten Winkel zum Licht gehalten wurden. Was wusste Andras darüber hinaus vom Französischen – oder auch von Frankreich? Er wusste, dass das Land mit einer Seite ans Mittelmeer und mit einer anderen an den Atlantik grenzte. Er wusste ein wenig über die Truppenbewegungen und Schlachten im Großen Krieg. Natürlich kannte er die großen Kathedralen von Reims und Chartres; er kannte Notre-Dame de Paris und Sacré-Cœur, den Louvre. Aber das war alles, abgesehen von ein paar Kleinigkeiten. In den wenigen Wochen, die ihm zur Vorbereitung auf die Reise geblieben waren, hatte er einen altmodischen Sprachführer durchgearbeitet, billig erstanden in einem Antiquariat auf der Szent István körút. Das Buch musste aus der Zeit vor dem Großen Krieg stammen; es bot Übersetzungen für Sätze wie *Wo kann ich ein Pferdegespann mieten?* Oder *Ich bin Ungar, aber mein Freund ist Preuße*.

Am vergangenen Wochenende war Andras heim nach Konyár gefahren, um sich von seinen Eltern zu verabschieden. Bei einem Verdauungsspaziergang durch den Obstgarten hatte er plötzlich seinem Vater all seine Ängste gestanden. Er hatte eigentlich gar nichts sagen wollen; zwischen den Söhnen und ihrem Vater herrschte das stillschweigende Einverständnis, dass man sich als Ungar keinerlei Schwäche anmerken ließ, auch nicht in Krisen-

zeiten. Doch als sie zwischen den Apfelbäumen umhergingen und das kniehohe Gras zur Seite traten, war es aus Andras herausgebrochen. Warum, fragte er sich laut, sei ausgerechnet er unter all den Künstlern in der Pariser Ausstellung ausgesucht worden? Wie war das Zulassungsgremium der *École Spéciale* zu dem Schluss gekommen, dass gerade *er* diese Gunst verdient hatte? Selbst wenn seine Arbeiten gewisse Qualitäten besaßen – wer wollte denn sagen, dass er jemals wieder so etwas schaffen würde oder, wichtiger noch, dass er erfolgreich Architektur studieren könnte, ein völlig anderes Fach als alles, mit dem er sich bisher beschäftigt hatte? Bestenfalls, sagte er seinem Vater, sei er der Nutznießer falscher Hoffnungen, schlimmstenfalls ein schlichter Schwindler.

Sein Vater warf lachend den Kopf in den Nacken. »Ein Schwindler?«, sagte er. »Du, der mir mit acht Jahren Miklós Ybl vorgelesen hat?«

»Etwas zu mögen heißt noch lange nicht, auch gut darin zu sein.«

»Es gab eine Zeit, da studierten Männer Architektur, nur weil es ein edler Zeitvertreib war«, gab sein Vater zurück.

»Es gibt edlere Zeitvertreibe. Heilkunst beispielsweise.«

»Darin hat dein Bruder mehr Talent. Du hast ein anderes. Und jetzt hast du die Zeit und das Geld, um ihm nachzugehen.«

»Und was ist, wenn ich versage?«

»Ach was! Dann wirst du viel zu erzählen haben.«

Andras hob einen Ast vom Boden auf und schlug damit ins lange Gras. »Es kommt mir selbstsüchtig vor«, sagte er. »Auf Kosten von anderen in Paris zu studieren.«

»Glaub mir: Wenn ich es mir leisten könnte, würdest du auf meine Kosten fahren. Ich möchte nicht, dass du das als selbstsüchtig empfindest.«

»Was ist, wenn du dieses Jahr wieder eine Lungenentzündung bekommst? Das Sägewerk läuft nicht von allein.«

»Warum nicht? Ich habe einen Vorarbeiter und fünf gute Männer an den Sägen. Und Mátyás ist nicht weit, wenn ich noch mehr Hilfe brauche.«

»Mátyás, diese kleine Krähe?« Andras schüttelte den Kopf.

»Selbst wenn du ihn zu fassen bekommst, kannst du von Glück sagen, wenn er einen Handschlag tut.«

»Oh, ich könnte ihn schon ans Arbeiten bekommen«, sagte sein Vater. »Obwohl ich hoffe, dass es nicht nötig sein wird. Der kleine Taugenichts wird genug Mühe mit seinem Schulabschluss haben bei all den Torheiten, die er im letzten Jahr angestellt hat. Wusstest du, dass er sich einer Art Tanztruppe angeschlossen hat? Er tritt nachts in einem Klub auf und verpasst morgens den Unterricht.«

»Ich hab's gehört. Noch mehr Grund für mich, nicht so weit weg zu studieren. Wenn er nach Budapest zieht, wird jemand auf ihn aufpassen müssen.«

»Es ist nicht deine Schuld, dass du nicht in Budapest studieren kannst«, sagte sein Vater. »Es sind die Umstände. Davon kann ich ein Lied singen. Aber man macht, was man kann mit dem, was man hat.«

Andras verstand, was sein Vater meinte. Er hatte das jüdische theologische Seminar in Prag besucht und wäre möglicherweise Rabbiner geworden, wenn sein eigener Vater nicht so früh gestorben wäre; zwischen zwanzig und dreißig war Andras' Vater von einer Kette von Schicksalsschlägen heimgesucht worden, die gereicht hätten, so manchen zur Verzweiflung zu bringen. Dann hatte das Schicksal eine so grundlegende Kehrtwendung vollführt, dass jeder im Dorf der Ansicht war, Andras' Vater müsse vom Allmächtigen ganz besonders bedauert oder begünstigt worden sein. Doch Andras wusste, dass alles Gute, was seinem Vater widerfahren war, das Ergebnis seiner harten Arbeit und schlichten Sturheit war.

»Es ist ein Segen, dass du nach Paris gehen kannst«, sagte sein Vater. »Besser, du kommst raus aus diesem Land, wo Juden sich wie Männer zweiter Klasse fühlen müssen. Ich kann dir allerdings versprechen, dass es nicht besser wird, wenn du fort bist, auch wenn wir hoffen wollen, dass es nicht schlimmer wird.«

Als Andras jetzt in einem verdunkelten Eisenbahnwaggon Richtung Westen fuhr, hallten diese Worte in seinem Kopf wider; er merkte, dass es noch eine andere Angst hinter den Ängsten gab, die er ausgesprochen hatte. Unwillkürlich dach-

te er an eine kürzlich gelesene Zeitungsmeldung über einen schrecklichen Zwischenfall einige Wochen zuvor in der polnischen Stadt Sandomierz: Mitten in der Nacht hatten Unbekannte Schaufenster im jüdischen Viertel eingeschlagen und in Papier gewickelte kleine Päckchen in die Geschäfte geworfen. Als die Ladeninhaber die Wurfgeschosse auspackten, entdeckten sie abgesägte Ziegenhufe. »Judenfüße«, stand auf dem Papier.

In Konyár war noch nie etwas Vergleichbares geschehen; Juden und Nichtjuden lebten dort seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Aber der Same war auch dort gesät, wie Andras wusste. In seiner Grundschule in Konyár nannten ihn seine Klassenkameraden Zsidócska, kleiner Jude; als sie gemeinsam zum Schwimmen gegangen waren, hatte er sich wegen seiner Beschneidung geschämt. Einmal hatten sie ihn festgehalten und versucht, ihm eine Scheibe Schweinewurst zwischen die zusammengebissenen Zähne zu schieben. Die älteren Brüder dieser Jungen hatten Tibor gequält, und als Mátyás zur Schule kam, lagen ihre jüngeren Geschwister bereits auf der Lauer. Wie würden diese Burschen aus Konyár, herangewachsen zu jungen Männern, die Nachrichten aus Polen aufnehmen? Was für Andras eine Gräueltat war, mochten sie als Gerechtigkeit oder Bestätigung auffassen. Er lehnte den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe, blickte hinaus in die unbekannte Landschaft und war erstaunt, wie sehr sie der Tiefebene glich, wo er geboren war.

Der Bahnhof in Wien war großartiger als alles Vergleichbare, was Andras kannte. Die zehn Stockwerke hohe Fassade bestand aus Glasscheiben in einem Gitterwerk aus vergoldetem Eisen; die Träger waren mit Schnörkeln, Blumen und Engeln auf eine Weise verziert, die besser zu einem Boudoir als zu einem Bahnhof gepasst hätte. Andras stieg aus dem Zug und folgte dem Geruch von frisch gebackenem Brot bis zu einem Wägelchen, wo eine Frau mit einem weißen Häubchen salzbestreute Brezeln verkaufte. Doch sie wollte weder Pengő noch Franc annehmen. In ihrem eindringlichen Deutsch versuchte sie Andras zu erklären, was er tun müsse, und schickte ihn zum Geldwechselschalter. Die Schlange am Schalter wand sich bis um die Ecke. Andras

schaute auf die Bahnhofsuhr, dann auf den Stapel Brezeln. Es waren acht Stunden vergangen, seit er die leckeren Sandwiches im Haus auf der Benczúr utca gegessen hatte.

Jemand klopfte Andras auf die Schulter, und als er sich umdrehte, erblickte er den Herrn vom Nyugati-Bahnhof, der Tibor seinen Schirm geliehen hatte, um Andras' Reisepass zu retten. Der Mann trug einen grauen Reiseanzug und einen leichten Mantel; das stumpfe Gold einer Uhrenkette leuchtete auf seiner Weste. Er war groß und breitschultrig, das dunkle Haar wellenförmig von seiner hohen, kuppelförmigen Stirn zurückgekämmt. Er trug eine glänzende Aktentasche und eine Ausgabe von *La Revue du Cinéma* unterm Arm.

»Darf ich Ihnen eine Brezel schenken?«, fragte er. »Ich habe ein paar Schillinge.«

»Sie waren schon zu freundlich zu mir«, sagte Andras.

Doch der Mann trat vor und kaufte zwei Brezeln, und sie gingen zur nächsten Bank und setzten sich. Der Fremde zog ein Taschentuch mit eingesticktem Monogramm aus der Tasche und breitete es über seine Hosenbeine.

»Mir schmeckt eine frische Brezel besser als alles, was im Speisewagen angeboten wird«, sagte er. »Außerdem sind die Passagiere in der ersten Klasse meistens auch erstklassig langweilig.«

Andras nickte und aß schweigend. Die Brezel war noch warm, das Salz elektrisch auf der Zunge.

»Ich nehme an, Sie bleiben nicht in Wien«, sagte der Mann.

»Paris«, wagte Andras zu sagen. »Ich werde dort studieren.«

Der Mann richtete seine von tiefen Falten umgebenen Augen auf Andras und musterte ihn ausgiebig. »Ein zukünftiger Wissenschaftler? Ein Ritter des Rechts?«

»Architektur«, sagte Andras.

»Sehr gut. Eine praktische Kunst.«

»Und Sie?«, fragte Andras. »Wohin fahren Sie?«

»Genau dahin, wo auch Sie hinwollen«, erwiderte der Mann.

»Ich leite in Paris ein Theater, das Sarah-Bernhardt. Obwohl es wohl zutreffender wäre zu sagen, dass das Sarah-Bernhardt mich leitet. Wie eine anstrengende Geliebte, muss ich fast sagen. Theater – das ist eine wirklich unpraktische Kunst.«

»Muss Kunst denn praktisch sein?«

Der Mann lachte. »Nein, das stimmt.« Und dann: »Gehen Sie oft ins Theater?«

»Nicht oft genug.«

»Dann müssen Sie mal ins Sarah-Bernhardt kommen. Zeigen Sie meine Karte an der Kasse vor und sagen Sie, ich hätte Sie eingeladen. Sie wären ein *compatriote* von mir.« Der Fremde zog eine Visitenkarte aus einem goldenen Etui und reichte sie Andras. *NOVAK Zoltán, metteur en scène, Théâtre Sarah-Bernhardt.*

Andras hatte schon mal von Sarah Bernhardt gehört, aber wusste nur wenig über die Schauspielerin. »Ist Madame Bernhardt dort aufgetreten?«, fragte er. »Oder ...«, noch zögerlicher, »... tritt sie noch auf?«

Der Mann faltete die Papierserviette seiner Brezel zusammen. »Früher«, sagte er. »Viele Jahre lang. Damals hieß es noch Théâtre de la Ville. Aber das war vor meiner Zeit. Madame Bernhardt ist schon lange tot, muss ich leider sagen.«

»Ich bin ein Ignorant«, sagte Andras.

»Ganz und gar nicht. Sie erinnern mich an meine Wenigkeit in jungen Jahren, als ich das erste Mal nach Paris ging. Sie werden zurechtkommen. Sie stammen aus einer guten Familie. Ich habe gesehen, wie Ihr Bruder sich um Sie gekümmert hat. Behalten Sie jedenfalls meine Karte. Zoltán Novak.«

»Andras Lévi.« Sie gaben sich die Hand, dann kehrten sie in ihre Waggons zurück – Novak in den Schlafwagen erster Klasse, Andras zum geringeren Komfort der dritten.

Die weitere Fahrt führte durch Deutschland, den Ausgangspunkt der um sich greifenden Angst, die Europa überzog. In Stuttgart gab es eine Verzögerung, ein technisches Problem, das behoben werden musste, weil der Zug sonst nicht weiterfahren konnte. Andras hatte inzwischen schrecklichen Hunger. Er hatte keine andere Wahl, als ein paar Franc in Reichsmark zu tauschen und sich etwas zu essen zu suchen. Am Wechselschalter musste er einer zahnlückigen Matrone in einem grauen Kittel ein Dokument unterschreiben, mit dem er versicherte, das eingetauschte Geld innerhalb der deutschen Grenzen auszugeben. Er fand ein

Café in der Nähe des Bahnhofs, wo er hoffte, ein Butterbrot zu bekommen, doch an der Tür hing ein kleines, handgeschriebenes Schild: *Juden unerwünscht*. Er blickte durch die Glastür auf ein junges Mädchen, das hinter der Kuchentheke saß und ein Heft mit Bildergeschichten las. Sie war höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, hatte ein weißes Tuch um den Kopf und eine schmale glitzernde Goldkette um den Hals. Sie hob den Blick und lächelte Andras an. Er machte einen Schritt zurück und schaute auf das Geld in seiner Hand – auf die Münzen mit dem Reichsadler –, dann über die Schulter zurück zu dem Mädchen im Café. Diese wenigen Reichsmark waren nur ein paar Tropfen im großen wirtschaftlichen Blutkreislauf dieses Landes, doch plötzlich wollte Andras sie nicht mehr haben; er wollte nicht essen, was man mit ihnen kaufen konnte, selbst wenn er einen Laden fände, wo Juden nicht *unerwünscht* wären. Schnell hockte er sich hin, vergewisserte sich, dass ihn niemand beobachtete, und warf die Münzen in den hallenden Schlund eines Gullys. Dann kehrte er zum Zug zurück, ohne etwas gegessen zu haben, und fuhr hungrig durch die letzten hundert Kilometer Deutschland. Auf den Bahnsteigen auch noch des kleinsten deutschen Bahnhofs flatterten Hakenkreuzfahnen im Luftstrom des Zuges. Die rote Flagge hing von den höchsten Stockwerken der Gebäude herunter, zierte die Markisen von Häusern, tauchte im Kleinformat in den Händen einer Kindergruppe auf, die auf einem Schulhof abseits der Bahntrasse marschierte. Als der Zug endlich über die Grenze nach Frankreich fuhr, hatte Andras das Gefühl, stundenlang den Atem angehalten zu haben.

Sie kamen durch hügelige Landschaft und kleine Fachwerkdörfer, dann durch die unendlichen flachen Vororte und schließlich durch die äußeren Arrondissements von Paris selbst. Es war zehn Uhr nachts, als sie den Bahnhof erreichten. Mit seinem Lederranzen und seiner Künstlermappe kämpfte sich Andras durch den Gang und hinaus auf den Bahnsteig. Auf der gegenüberliegenden Mauer prangten auf einem fünfzehn Meter hohen Wandbild ernste junge Soldaten beim Aufbruch in den Großen Krieg, die Augen ernst vor Entschlossenheit. An einer anderen Mauer hingen mehrere Banner, auf denen eine jüngere Schlacht

dargestellt war – in Spanien, wie Andras aus den Uniformen der Soldaten schloss. Unverständliche Worte knisterten in den Lautsprechern über ihm; auf dem Bahnsteig überlagerten das tiefe Summen des Französischen und das geträllerte Italienisch die harscheren Tonfälle von Deutsch, Polnisch und Tschechisch. Andras suchte die Menge nach einem jungen Mann in einem teuren Mantel ab, der nach jemandem Ausschau hielt. Er hatte weder um eine Beschreibung noch um ein Foto von József gebeten. Ihm war nicht in den Sinn gekommen, dass sie Probleme haben könnten, sich zu finden. Immer mehr Passagiere strömten auf den Bahnsteig, denen Pariser zur Begrüßung entgegenliefen, nur József tauchte nicht auf. Inmitten des Gewimmels erhaschte Andras einen Blick auf Zoltán Novak; eine Dame in einem pelzbesetzten Mantel und einem schicken Hut warf ihm die Arme um den Hals. Novak küsste die Frau und führte sie fort vom Zug, zwei Kofferträger folgten mit seinem Gepäck.

Andras holte seinen eigenen Koffer und die schwere Kiste für József ab. Er stand da und wartete, bis die Menschenmenge noch dichter wurde und sich dann allmählich lichtete. Noch immer trat kein forscher junger Mann auf ihn zu, um ihn einem Leben in Paris zuzuführen. Andras setzte sich auf die Holzkiste, ihm war plötzlich schwindelig. Er musste irgendwo übernachten. Er musste essen. In wenigen Tagen sollte er an der École Spéciale erscheinen und sein Studium aufnehmen. Er schaute hinüber zu den Türen mit der Aufschrift SORTIE, zu den Lichtern von Autos, die auf der Straße vorbeifuhren. Eine Viertelstunde verstrich, dann die nächste, ohne eine Spur von József Hász.

Andras griff in seine Brusttasche und zog die Karte heraus, auf welche die ältere Frau Hász die Adresse ihres Enkels notiert hatte. Mehr Angaben besaß er nicht. Für ein paar Francs rekrutierte er einen walrossgesichtigen Kofferträger, der ihm half, sein Gepäck und die Kiste in ein Taxi zu wuchten. Andras nannte dem Fahrer Józsefs Adresse, und sie fuhren los in Richtung Quartier Latin. Während der rasanten Fahrt plauderte der Taxifahrer ununterbrochen in ausgelassenem Französisch, von dem Andras kein Wort verstand.

Er bekam kaum mit, an welchen Sehenswürdigkeiten sie auf

dem Weg zu József Hász vorbeikamen. Nebelschwaden zogen durch das Licht der Straßenlaternen, nasses Laub schlug gegen die Scheiben des Taxis, goldbeleuchtete Gebäude huschten hastig vorbei; die Straßen waren voll von samstagabendlichen Nachtschwärmern, Männern und Frauen, die lässig die Arme umeinanderlegten. Das Taxi raste über die Seine, und kurz schwelgte Andras in der Vorstellung, sie überqueren die Donau, er sei zurück in Budapest, und in kurzer Zeit wäre er zu Hause in der Wohnung auf der Hársfa utca, wo er die Treppen emporsteigen und zu Tibor ins Bett krabbeln könnte. Doch dann hielt der Wagen vor einem Haus aus grauem Stein, und der Fahrer stieg aus, um das Gepäck auszuladen. Andras suchte nach weiterem Geld in seiner Tasche. Der Fahrer tippte sich an die Mütze, nahm die von Andras angebotenen Francs entgegen und sagte etwas, das wie das ungarische Wort *bocsánat* klang – es tut mir leid –, das er jedoch später als *bonne chance* entzifferte. Dann war das Taxi weg, und Andras blieb allein auf einem Bürgersteig des Quartier Latin zurück.

3.

Das Quartier Latin

DAS GRAUE SANDSTEINHAUS, in dem József Hász wohnte, hatte sechs Stockwerke mit hohen Fenstern und kunstvolle schmiedeeiserne Balkone. Aus dem obersten Stock schmetterte Hot Jazz hinunter, Kornett, Klavier und Saxofon duellierten sich direkt hinter den leuchtenden Fenstern. Andras ging zur Tür und wollte klingeln, doch sie war nicht verschlossen; im Vestibül stand eine Gruppe Mädchen in eng anliegenden Seidenkleidern, trank Champagner und rauchte Zigaretten mit Veilchenduft. Kaum eine würdigte Andras eines Blickes, als er sein Gepäck hereinschleppte und gegen die Wand lehnte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sich vorwagte und eines der Mädchen am Arm berührte. Es warf ihm einen schüchternen Blick zu und hob die nachgezogene Augenbraue.

»József Hász?«, fragte er.

Das Mädchen hob einen Finger und zeigte an den höchsten Punkt des ovalen Treppenhauses. »*Lá bas*«, sagte sie. »*En haut*.«

Er hievte sein Gepäck in den Aufzug und fuhr, so hoch es ging. Oben geriet er in ein Getümmel von Männern und Frauen, Zigarettenrauch und Jazz; das gesamte Quartier Latin, so schien es ihm, hatte sich bei József Hász eingefunden. Er ließ seine Koffer im Flur stehen, betrat die Wohnung durch die offen stehende Tür und wiederholte seine Frage nach Hász bei verschiedenen, offensichtlich betrunkenen Gästen. Nach einer labyrinthischen Irrsuche durch Räume mit hohen Decken stand er plötzlich mit Hász selbst auf dem Balkon, einem großen, schlaksigen jungen Mann in einer samtenen Hausjacke. Hász' große graue Augen musterten Andras mit einem Ausdruck champagnerseliger Nach-

denklichkeit, er stellte eine Frage auf Französisch und hob sein Glas.

Andras schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber fürs Erste müssen wir mit Ungarisch vorliebnehmen«, sagte er.

József blinzelte ihn an. »Und was für ein Ungar bist du?«

»Andras Lévi. Der Ungar aus dem Telegramm deiner Mutter.«

»Was für ein Telegramm?«

»Hat deine Mutter kein Telegramm geschickt?«

»Ach, Herrgott, stimmt ja! Ingrid sagte, es sei eins gekommen.« József legte Andras eine Hand auf die Schulter, beugte sich durch die Balkontür und rief: »Ingrid!«

Ein blondes Mädchen in einem engen, paillettenbesetzten Kleid schob sich auf den Balkon und stemmte die Hand in die Hüfte. Es folgte ein rasanter Austausch auf Französisch, woraufhin Ingrid einen gefalteten Telegrammumschlag aus ihrem Oberteil zog. József holte das Papier hervor, las es, sah Andras an, las es erneut und bekam einen Lachanfall.

»Du armer Kerl!«, sagte er. »Ich sollte dich vor zwei Stunden am Bahnhof abholen!«

»Ja, so war es geplant.«

»Du wolltest mich bestimmt umbringen!«

»Will ich vielleicht immer noch«, sagte Andras. Sein Kopf pochte im Takt der Musik, seine Augen tränkten, sein Magen krampfte vor Hunger. Ihm war klar, dass er nicht bei József Hász bleiben konnte, aber ebenso wenig konnte er sich vorstellen, jetzt nach draußen zu gehen und einen anderen Übernachtungs-ort zu suchen.

»Na, du bist ja bisher auch ohne mich ganz gut zurechtgekommen«, sagte József. »Jetzt bist du hier bei mir, und es ist genug Champagner für die ganze Nacht da und auch sonst alles in rauen Mengen, was dir gefallen könnte, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ich brauche nur eine stille Ecke zum Schlafen. Gib mir eine Decke und lass mich irgendwo liegen.«

»Hier gibt es leider nirgendwo eine stille Ecke«, sagte József. »Du wirst wohl etwas trinken müssen. Ingrid wird dir was be-

sorgen. Komm mit!« Er zog Andras in die Wohnung und überließ ihn der Fürsorge Ingrids, die die offenbar letzte saubere Champagnerflöte im Haus hervorzauberte und Andras ein großes funkelndes Glas voll einschenkte. Für Ingrid selbst reichte die Flasche; sie prostete Andras zu, gab ihm einen langen rauchigen Kuss und bugsierte ihn in das vordere Zimmer, wo ein Klavierspieler sich durch »Downtown Up roar« lavierte und die Gäste gerade anfangen zu tanzen.

Am Morgen erwachte er auf einem Sofa unter einem Fenster, die Augen mit einem Seidenhemdchen bedeckt, sein Kopf ein großer Wattebausch, das Hemd aufgeknöpft, die aufgerollte Jacke unter dem Kopf. Sein linker Arm war eingeschlafen und kribbelte. Jemand hatte eine Daunendecke über ihn gebreitet und die Vorhänge aufgezogen; ein Block aus Sonnenlicht fiel auf seine Brust. Andras starrte an die Zimmerdecke, wo sich das florale Muster eines Stuckmedaillons um den geriffelten Messingbaldachin einer Deckenleuchte wand. Ein Gewirr goldener Zweige wuchs vom Baldachin nach unten und trug kleine flammenförmige Glühbirnen. *Paris*, dachte er und stützte sich auf die Ellenbogen. Im Zimmer verstreut lag der Müll der Party, es roch nach abgestandenem Champagner und verwelkten Rosen. Andras erinnerte sich verschwommen an ein längeres Tête-à-Tête mit Ingrid, dann an einen Trinkwettstreit mit József und einem breitschultrigen Amerikaner; danach wusste er nichts mehr. Sein Gepäck und die Kiste für József waren in die Wohnung geschafft und neben dem Kamin aufgestapelt worden. Hász selbst war nirgends zu sehen. Andras wälzte sich vom Sofa und wanderte durch den Flur zu einem weiß gefliesten Badezimmer, wo er sich über dem Waschbecken rasierte und in einer Wanne mit Löwenfüßen badete, die heißes Wasser direkt aus dem Hahn spendete. Anschließend zog er sich seine einzigen saubereren Wechselkleider an. Als er im großen Zimmer nach seinen Schuhen suchte, hörte er einen Schlüssel in der Tür. Es war Hász mit einem Karton von der Bäckerei und einer Zeitung. Er legte die Sachen auf den Couchtisch und sagte: »Schon so früh auf?«

»Was ist das?«, fragte Andras mit Blick auf das mit einem Band verschnürte Päckchen.

»Medizin für deinen Kater.«

Andras öffnete den Karton und entdeckte ein halbes Dutzend warmer Gebäckstücke in Wachspapier. Bis zu dem Moment hatte er sich nicht eingestanden, wie ausgehungert er war. Er hatte ein Schokoladencroissant und ein zweites zur Hälfte verteilt, ehe ihm einfiel, auch seinem Gastgeber etwas anzubieten, der jedoch lachend ablehnte.

»Ich bin schon seit Stunden wach«, sagte József. »Ich habe bereits beim Bäcker gefrühstückt und die Zeitung gelesen. Spanien ist am Ende. Frankreich schickt immer noch keine Truppen. Aber es gibt zwei neue Schönheitsköniginnen, die um den Titel der Miss Europa antreten: die unwerfende dunkle Mademoiselle de Los Reyes aus Spanien und die geheimnisvolle Mademoiselle Betoulsky aus Russland.« Er warf Andras die Zeitung zu. Zwei glatte, eiskalte Schönheiten blickten in weißen Abendkleidern aus den Fotografien auf der Titelseite.

»Mir gefällt die Spanierin«, sagte Andras. »Diese Lippen.«

»Sie sieht wie eine Nationalistin aus«, meinte József. »Mir gefällt die andere.« Er lockerte seinen orangefarbenen Seidenschal, lehnte sich auf dem Sofa zurück und legte die Arme auf die geschwungene Rückenlehne. »Sieh dir diese Wohnung an!«, sagte er. »Das Hausmädchen kommt erst morgen früh. Ich muss heute auswärts essen.«

»Du solltest deine Kiste aufmachen. Deine Mutter hat dir bestimmt etwas Leckeres geschickt.«

»Die Kiste! Die habe ich ganz vergessen.« József schleppte sie durchs Zimmer und stemmte den Deckel mit einem Schürhaken auf. Zum Vorschein kamen eine Dose mit Mandelplätzchen, eine Konserve mit Rugelach, eine weitere Dose, in die eine komplette Linzer Torte gepackt war, ein Vorrat wollener Unterwäsche für den kommenden Winter, ein Päckchen Briefpapier mit Umschlägen, die bereits an seine Eltern adressiert waren, eine Liste von Cousins und Cousinen, bei denen József sich melden sollte, eine Aufzählung von Dingen, die er für seine Mutter besorgen sollte, darunter mehrere Teile intimer Damen-

unterwäsche und ein neues Opernglas, sowie ein Paar Schuhe, die sein Schuhmacher auf der Váci utca für ihn gefertigt hatte und mit dessen Können – wie József behauptete – keiner der hiesigen Flickschuster es aufnehmen konnte.

»Mein Bruder arbeitet in einem Schuhgeschäft auf der Váci utca«, sagte Andras und nannte den Namen des Ladens.

»Das ist ein anderer«, sagte József mit gewisser Herablassung. Er schnitt ein Stück von der Linzer Torte ab, probierte es und erklärte es für perfekt. »Du bist ein guter Mann, Lévi, dass du diese Köstlichkeiten durch halb Europa geschleppt hast. Wie kann ich das wiedergutmachen?«

»Du könntest mir verraten, wie ich in Paris zurecht kommen soll«, sagte Andras.

»Willst du dafür wirklich Vorschläge von mir?«, fragte József. »Ich bin ein Taugenichts, ein Libertin.«

»Ich habe wohl keine andere Wahl«, sagte Andras. »Du bist der einzige Mensch, den ich in Paris kenne.«

»Ah! Du Glückspilz«, sagte József. Während sie die Linzer Torte aus der Dose aßen, empfahl er Andras eine jüdische Pension, einen Laden für Künstlerbedarf und eine Studentenkantine, wo Andras günstig essen gehen konnte. József selbst verkehrte dort natürlich nicht – er ließ sich seine Mahlzeiten normalerweise von einem Restaurant auf dem Boulevard Saint-Germain schicken –, aber er hätte Freunde, die dort speisten und es ganz passabel fänden. Dass Andras an der École Spéciale eingeschrieben war und nicht an der Beaux-Arts, sei bedauerlich, weil sie so keine Kommilitonen wären, aber wahrscheinlich nur besser für Andras; József sei berüchtigt für seinen schlechten Einfluss. Und da sie nun das Problem gelöst hätten, wie Andras in Paris Fuß fassen könne, wolle er da nicht mit auf den Balkon kommen, um eine zu rauchen und seine neue Heimat zu bewundern?

Andras folgte József durch das Schlafzimmer zu den hohen Balkontüren. Es war ein kalter Tag, der Nebel der vergangenen Nacht war in einen feinen Nieselregen übergegangen; die Sonne eine silberne Münze hinter einer wollenen Wolkendecke.

»Bitte schön!«, sagte József. »Die schönste Stadt der Welt. Die Kuppel da, das ist das Panthéon, und da drüben ist die Sor-

bonne. Links siehst du St.-Étienne-du-Mont, und wenn du dich hier vorbeugst, kannst du ein Stück von Notre-Dame sehen.«

Andras legte die Hände auf die Brüstung und schaute auf das Meer grauer Gebäude, das sich unter dem kalten Nebelvorhang ausbreitete. Schornsteine drängten sich auf den Dächern wie exotische Vögel, und hinter einem Bataillon von Zinkmansarden schwebte der grüne Dunst eines Parks. Weit im Westen verschmolz der Eiffelturm mit dem Himmel. Zwischen Andras und diesem Wahrzeichen befanden sich Hunderte unbekannter Straßen, Tausende Geschäfte und Menschen; der Turm wirkte in der Ferne zerbrechlich vor den schiefergrauen Wolken.

»Und?«, fragte József.

»Ganz schön groß, was?«

»So groß, dass einem nie langweilig wird. Ich muss in ein paar Minuten wieder los. Bin zum Mittagessen mit einer gewissen Mademoiselle Betoulinsky aus Russland verabredet.« József zwinkerte und rückte seine Krawatte zurecht.

»Ah. Meinst du das Mädchen in dem Paillettenkostüm von gestern Abend?«

»Leider nicht«, erwiderte József, und ein Lächeln stahl sich in sein Gesicht. »Das ist eine völlig andere Mademoiselle.«

»Vielleicht kannst du mir eine abgeben.«

»Keine Chance, alter Junge«, sagte József. »Die brauche ich leider alle für mich.« Damit schlüpfte er durch die Balkontür und ging in das große Vorderzimmer zurück, wo er sich den orangefarbenen Seidenschal wieder um den Hals band und eine weite Jacke aus rauchfarbener Wolle anzog. Er nahm Andras' Mappe, Andras griff zu seinem Koffer, und gemeinsam fuhren sie mit dem Aufzug nach unten.

»Ich würde dich ja gerne zu dieser Pension bringen, aber ich komme schon zu spät zu meiner Verabredung«, sagte József, als sie das Gepäck auf dem Bürgersteig abstellten. »Hier ist das Geld fürs Taxi gestern. Nein, ich bestehe darauf! Und komm irgendwann mal auf ein Glas vorbei, ja? Sag mir Bescheid, wie du zurechtkommst.« Er klopfte Andras auf die Schulter, gab ihm die Hand und ging pfeifend in Richtung Panthéon davon.

Madame V, die Inhaberin der Pension, konnte Andras zwar einige sinnlose Brocken Ungarisch und viel unverständliches Jiddisch anbieten, aber keine Bleibe; mit Mühe machte sie ihm verständlich, er könne, wenn er wolle, auf der Couch im oberen Flur übernachten, doch eigentlich solle er sich besser sofort auf die Suche nach einer anderen Unterkunft machen. Immer noch benommen von der Nacht bei József, wagte sich Andras weiter ins Quartier Latin vor, mischte sich unter sorgfältig ungepflegte Studenten mit Segeltuchtaschen, Künstlermappen, Fahrrädern, Stapeln politischer Flugblätter, verschnürten Bäckereikartons, Einkaufskörben und Blumensträußen. Er kam sich zu schick angezogen und zugleich provinziell vor, obwohl er dieselbe Kleidung trug, in der er sich eine Woche zuvor in Budapest noch elegant und großstädtisch gefühlt hatte. Auf einer kalten Bank an einem trostlosen kleinen Platz durchkämmte er seinen Sprachführer nach den Worten für *Preis*, *Student*, *Zimmer* und *wie viel*. Doch es war eine Sache zu wissen, dass *chambre à louer* auf ein vermietbares Zimmer hinwies; an einer Tür zu klingeln und sich auf Französisch nach dem *chambre* zu erkundigen, war etwas vollkommen anderes. Andras schlenderte von Saint-Michel zu Saint-Germain, von der Rue du Cardinal-Lemoine zur Rue Clovis, verfluchte dabei immer wieder seine Unaufmerksamkeit im Französischunterricht und machte sich auf einem kleinen Block Notizen über die Lage verschiedener *chambres à louer*. Er war völlig erschöpft, bevor er den Mut aufbrachte, auch nur an einer Tür zu klingeln, und irgendwann nach Sonnenuntergang zog er sich geschlagen in die jüdische Pension zurück.

Während er in jener Nacht nach einer bequemen Position auf dem grünen Sofa im Flur suchte, stritten, rauchten, lachten und tranken um ihn herum junge Männer aus ganz Europa bis weit nach Mitternacht. Keiner von ihnen sprach Ungarisch, und niemand schien zu bemerken, dass ein Neuer in ihrer Mitte war. Unter anderen Umständen wäre Andras vielleicht aufgestanden und hätte sich zu ihnen gesellt, doch er war so müde, dass er sich unter seiner Decke kaum umdrehen konnte. Das Sofa, ein schlecht gepolstertes Möbel mit hölzernen Armlehnen, schien als Folterinstrument konstruiert zu sein. Als die Männer endlich zu

Bett gegangen waren, tauchten Ratten hinter der Wandvertäfelung auf, um ihren nächtlichen Aufräumarbeiten nachzugehen; sie liefen den Flur der Länge nach hinunter und stahlen das Brot, das Andras vom Mittagessen aufbewahrt hatte. Der Gestank von vermodernden Schuhen, ungewaschenen Männern und Bratfett verfolgte ihn bis in die Träume. Als er die Augen wieder öffnete, war er vollkommen zerschlagen und beschloss mürrisch, dass eine Nacht in diesem Loch mehr als genug war. Er würde an diesem Vormittag ins Quartier Latin gehen und beim ersten Haus klingeln, das ein Zimmer zur Miete anbot.

Auf der Rue des Écoles entdeckte er in der Nähe eines kleinen gepflasterten Platzes mit ausladender Kastanie ein Gebäude mit dem inzwischen vertrauten Schild im Fenster: *chambre à louer*. Andras klopfte an die rot gestrichene Tür, wartete mit verschränkten Armen und versuchte, die Nervosität in seiner Brust zu ignorieren. Die Tür ging auf, und zum Vorschein kam eine kleine, untersetzte Frau mit dichten Augenbrauen, die den Mund zu einem finsternen Ausdruck verzogen hatte; auf dem Nasenrücken ruhte ein schweres schwarzes Brillengestell, hinter dem ihre Augen winzig und fern wirkten, als gehörten sie zu einem anderen, kleineren Menschen. Ihr drahtiges graues Haar war an einer Seite platt gedrückt, als hätte sie gerade in einem Ohrensessel geschlafen. Sie stützte die Faust in die Hüfte und glotzte Andras an. Er nahm all seinen Mut zusammen, brachte in eindringlichen, falsch betonten Worten sein Anliegen vor und wies auf das Schild im Fenster.

Die Concierge verstand. Sie winkte ihn in einen schmalen gefliesten Korridor und führte ihn ein spiralförmiges Treppenhaus hinauf. An der Decke befand sich ein Oberlicht. Als es nicht höher ging, leitete sie ihn den Flur hinunter zu einer langen, schmalen Dachstube mit einem Eisenbett an der Wand; dazu eine Waschschale auf einem Holzständer, einen kleinen Bauerntisch und einen grünen Holzstuhl. Zwei Mansardenfenster gingen auf die Rue des Écoles; eins war geöffnet, und auf der Fensterbank lag ein leeres Vogelnest mit den Schalen von drei blauen Eiern. Die Concierge zuckte mit den Schultern und nannte den Preis. Andras kramte im Kopf nach französischen

Zahlwörtern und halbierte die Summe. Die Concierge spuckte auf den Boden, stampfte mit dem Fuß auf und beschimpfte Andras auf Französisch. Dann nahm sie sein Angebot an.

Und so begann es, sein Leben in Paris. Er hatte eine Bleibe, einen Messingschlüssel, eine Aussicht. Zum Blick aus seinem Fenster gehörten wie bei József das Panthéon und der blasse Kalksteinuhrenturm von St.-Étienne-du-Mont. Auf der anderen Straßenseite war das Collège de France, und schon bald würde er lernen, es als Wegweiser zu seiner Wohnung zu benutzen: *34 rue des Écoles, en face de Collège de France*. Am Ende des Häuserblocks befand sich die Sorbonne. Und weiter fort, am Boulevard Raspail, war die École Spéciale d'Architecture, wo am Montag der Unterricht beginnen würde. Nachdem Andras das Zimmer gründlich geputzt und seine Kleidung in eine Apfelkiste gepackt hatte, zählte er sein Geld und erstellte eine Einkaufsliste. Er ging einkaufen und besorgte ein Glas mit roter Johannisbeermarmelade, eine Packung billigen Tees, eine Tüte Zucker, ein Sieb, Walnüsse, ein kleines braunes Butterfass, ein Baguette und als einzigen Luxus ein kleines Stückchen Käse.

Was war es für eine Wohltat, den Schlüssel ins Schloss zu schieben und die Tür zu seinem eigenen Reich zu öffnen! Andras packte die Einkäufe auf die Fensterbank und breitete seine Zeichenutensilien auf dem Tisch aus. Er setzte sich, spitzte einen Bleistift mit dem Messer und skizzierte den Blick aufs Panthéon auf einer Blanko-Postkarte. Auf die Rückseite schrieb er seine erste Mitteilung aus Paris: *Lieber Tibor, ich bin da! Ich habe eine furchtbare Dachkammer gefunden; etwas Besseres habe ich gar nicht erhofft. Am Montag fängt die Schule an. Hurra! Liberté, égalité, fraternité! Alles Liebe, Andras*. Ihm fehlte nur eine Briefmarke. Er dachte, er könnte sich eine von der Concierge leihen; um die Ecke war ein Briefkasten. Als er sich genau zu erinnern versuchte, wo der Kasten stand, kam ihm stattdessen ein Umschlag in den Sinn, ein Wachssiegel, ein Monogramm. Er hatte das Versprechen vergessen, das er der älteren Frau Hász gegeben hatte. Ihr Schreiben an C. Morgenstern auf der Rue de Sévigné wartete noch immer in seinem Koffer. Andras zog ihn unter

dem Bett hervor, befürchtete schon, der Brief sei verschwunden, doch er steckte nach wie vor in dem Fach, in den er ihn geschoben hatte. Das Wachssiegel war unversehrt. Andras lief hinunter zur Wohnung der Concierge und bat mithilfe seines Sprachführers und einer Reihe eindringlicher Gesten um zwei Briefmarken. Nach kurzer Suche entdeckte er den *boîte aux lettres* und schob die Karte an Tibor hinein. Dann stellte er sich die Freude eines silberhaarigen Herrn vor, wenn die Post am nächsten Tag zugestellt würde, und warf den Brief von Frau Hász in das anonyme Dunkel des Kastens.

4.

École Spéciale

UM ZUR SCHULE ZU GELANGEN, musste Andras den Jardin du Luxembourg durchqueren, vorbei an dem kunstvollen Palais, dem Brunnen und den Beeten voll später Löwenmäulchen und Ringelblumen. Im Brunnen ließen Kinder schnittige Miniaturschiffchen segeln, und Andras dachte mit leicht empörtem Stolz an die Sperrholzboote zurück, die er und seine Brüder auf dem Mühlteich von Konyár hatten schwimmen lassen. Er sah grüne Bänke und gestutzte Linden, ein Karussell mit bunt bemalten Pferdchen. Auf der anderen Seite des Parks war eine Ansammlung von kleinen Hütten, die wie akkurate braune Puppenhäuser aussahen; als Andras näher kam, hörte er das Summen von Bienen. Ein verschleieter Imker beugte sich zu einem der Stöcke vor, seine qualmende Dose schwenkend.

Andras nahm die Rue de Vaugirard, vorbei an den Künstlerbedarfsgeschäften, den schmalen Cafés und einer Grundschule, wo es vor kleinen Mädchen nur so wimmelte, dann bog er in den breiten Boulevard Raspail mit seinen stattlichen Wohnhäusern ab. Er fühlte sich schon ein wenig mehr wie ein Pariser als bei seiner Ankunft. Er hatte seinen Zimmerschlüssel an einer Schnur um den Hals gehängt und eine Ausgabe von *L'Œuvre* unterm Arm. Seinen Schal hatte er so geknotet, wie er es bei József Hász gesehen hatte, und den Riemen seines Lederranzens trug er diagonal über der Brust, so wie es die Studenten im Quartier Latin machten. Sein Leben in Budapest – seine Stellung bei *Vergangenheit und Zukunft*, seine Wohnung auf der Hársfa utca, das vertraute Geräusch der Straßenbahnglocke – schien auf einmal zu einem anderen Universum zu gehören. In einem unerwarteten Anfall von Heimweh stellte er sich vor, wie

Tibor an ihrem angestammten Tisch vor ihrem Lieblingscafé saß, in Sichtweite das Denkmal von Jókai Mór, dem berühmten Autor, der den Österreichern bei der Revolution 1848 entkommen war, indem er die Kleider seiner Frau angezogen hatte. Weiter östlich, in Debrecen, kritzelte Mátyás vermutlich gerade irgendeinen Unsinn in sein Schulheft, während seine Klassenkameraden lateinische Deklinationen büffelten. Und was war mit seinen Eltern? Andras wollte ihnen am Abend schreiben. Vorsichtig betastete er die silberne Uhr in seiner Tasche. Sein Vater hatte sie vor seiner Abreise aufarbeiten lassen; es war ein schönes altes Stück, die Ziffern in spinnwebartigen Zeichen geschrieben, die Zeiger aus einem tiefblauen, schillernden Metall. Das Uhrwerk lief noch so gut wie zu Zeiten von Andras' Großvater. Er konnte sich erinnern, auf dem Knie seines Vaters gesessen und die Uhr aufgezogen zu haben, immer darauf achtend, die Feder nicht zu überdehnen; sein Vater, Glücks-Béla, hatte es als kleiner Junge genauso gemacht. Und jetzt befand sich diese Uhr im Paris des Jahres 1937, in einer Zeit, in der man zwölfhundert Kilometer an einem Tag zurücklegen konnte, eine telegraphierte Nachricht über das Kabelnetz innerhalb von Minuten am Ziel war und ein Funksignal noch viel schneller. Was für eine Zeit, um Architektur zu studieren! Die Gebäude, die Andras entwerfen wollte, würden wie Schiffe sein, in denen die Menschheit zum Horizont des zwanzigsten Jahrhunderts segelte, von der Landkarte herunter ins neue Jahrtausend.

Andras merkte, dass er am Tor der *École Spéciale* vorbeigegangen war und umkehren musste. Junge Männer drängten durch zwei hohe blaue Türen in ein graues neoklassizistisches Gebäude. Der Name der Schule war in den Stein des Gesimses gemeißelt. Die *École Spéciale d'Architecture*! Sie hatte ihn gewollt, hatte seine Arbeiten gesehen und ihn erwählt, und er war ihrem Ruf gefolgt. Andras sprang die Eingangstreppe hinauf und eilte durch die blauen Türen. An der Wand im Eingang befand sich eine Tafel mit dem goldenen Flachrelief zweier Männer: *Émile Trélat*, der Gründer der Schule, und *Gaston Trélat*, der seinem Vater als Direktor nachfolgte. *Émile* und *Gaston Trélat*.

Namen, die Andras nie vergessen würde. Er schluckte zweimal, glättete sein Haar und betrat das Sekretariat.

Die junge Dame hinter dem Schreibtisch war eine Gestalt wie aus einem Traum. Ihre Haut hatte die Farbe einer dunklen Haselnuss, ihr kurzes Haar glänzte wie Satin. Ihr Blick war freundlich, ihre dunkel umrahmten Augen schauten fest in die von Andras. Er kam nicht auf die Idee, etwas zu sagen. Noch nie hatte er eine so schöne Frau gesehen, noch nie war er im wirklichen Leben auf einen Menschen afrikanischer Abstammung gestoßen. Jetzt stellte diese wunderschöne junge schwarze Französin ihm eine Frage, die er nicht verstand, und er murmelte eines seiner wenigen französischen Wörter – *désolé* – und schrieb seinen Namen auf ein Stück Papier, das er über die Theke schob. Die junge Frau blätterte durch einen Stapel dicker Umschläge und zog einen hervor, auf den oben sein Name, LÉVI, in präzisen Blockbuchstaben gedruckt war.

Andras bedankte sich bei ihr in seinem ungelenkten Französisch. Keine Ursache, sagte sie lächelnd. Er wäre vielleicht einfach stehen geblieben und hätte sie weiter angestarrt, wären in dem Moment nicht mehrere Studenten hereinkommen, die die junge Frau begrüßten und sich über den Tresen lehnten, um sie auf die Wangen zu küssen. *Eh, Lucia! Ça va, bellissima?* Andras schlüpfte an ihnen vorbei, den Umschlag an seine Brust gedrückt, und ging auf den Korridor. Alle hatten sich unter dem Glasdach des Atriums versammelt, wo gerade die Ateliergruppen angeschlagen worden waren. Andras nahm auf einer niedrigen Bank Platz und öffnete seinen Umschlag, in dem er eine Kursliste fand:

COURS

HISTOIRE D'ARCHITECTURE

LES STATIQUES

ATELIER

DESSINAGE

PROFESSEUR

A. PERRET

V. LE BURGEOIS

P. VAGO

M. LABELLE

Alles ganz nüchtern, als sei es völlig natürlich, dass Andras diese Fächer unter der Anleitung berühmter Architekten studierte. Es

gab eine lange Liste notwendiger Literatur und Materialien und ein kleines weißes Kärtchen, handbeschrieben auf Ungarisch (von wem?), auf dem stand, dass Andras aufgrund seines Stipendiums berechtigt sei, sich seine Bücher und den Zeichenbedarf auf Kosten der Schule in einer Buchhandlung am Boulevard Saint-Michel zu beschaffen.

Andras las die ungarische Nachricht immer wieder aufs Neue, dann schaute er sich im Atrium um und fragte sich, wer wohl dafür verantwortlich sein mochte. Die Studentenmenge gab keinen Hinweis. Niemand sah auch nur entfernt ungarisch aus; hier waren nur hoffnungslos perfekte Pariser. Doch in einer Ecke stand ein Trio unsicher wirkender junger Männer eng beieinander und suchte ebenfalls das Atrium ab. Andras erkannte auf den ersten Blick, dass auch sie Neulinge waren, und die Namen auf ihren Ordnern legten nahe, dass es sich um Juden handelte: Rosen, Polaner, Ben Yakov. Grüßend hob Andras die Hand, und sie nickten ihm zu, eine Art schweigendes Erkennen. Der größte der drei winkte ihn herüber.

Rosen war ein schlaksiger Kerl mit Sommersprossen, widerspenstigem roten Haar und einem zaghafte sprießenden Ziegenbärtchen. Er legte Andras die Hand auf die Schulter und stellte ihm Ben Yakov vor, der Ähnlichkeit mit dem umwerfenden französischen Filmstar Pierre Fresnay hatte, und dann Polaner, zierlich und zartgliedrig, mit langen schmalen Fingern, das Haar akkurat kurz geschnitten. Andras begrüßte jeden und wiederholte ein ums andere Mal seinen Namen. Das Gespräch der jungen Männer lief in schnellem Französisch weiter, und Andras versuchte, den Sinn aufzuschneiden. Rosen schien der Anführer zu sein; er lenkte das Gespräch, die anderen hörten zu und antworteten. Polaner wirkte nervös, knöpfte unablässig den obersten Knopf seiner altmodischen Samtjacke auf und zu. Der hübsche Ben Yakov machte einer Gruppe junger Mädchen schöne Augen; eine von ihnen winkte herüber, er winkte zurück. Dann beugte er sich zu Polaner und Rosen vor und machte einen Witz, der nur anzüglich gewesen sein konnte, denn die drei prusteten los. Obwohl Andras Schwierigkeiten hatte, der Unterhaltung zu folgen, und sie sich kaum um ihn kümmerten,

verspürte er den deutlichen Wunsch, sie näher kennenzulernen. Als sie sich gemeinsam die Atelierlisten ansahen, freute er sich zu lesen, dass sie alle derselben Gruppe zugeteilt worden waren.

Nach kurzer Zeit begaben sich die Studenten nach draußen in den ummauerten Hof, wo hohe Bäume ihre Schatten auf Reihen von Holzbänken warfen. Ein Student trug ein Podest nach vorn zu einem kleinen gepflasterten Abschnitt, die anderen nahmen auf den Bänken Platz. Von der anderen Seite der Hofmauern drang das Brausen und Summen des Verkehrs herüber. Doch Andras war hier, saß neben drei Männern, deren Namen er kannte; er gehörte zu diesen Studenten, er gehörte auf diese Seite der Mauer. Er versuchte, dieses Gefühl bewusst wahrzunehmen, und stellte sich vor, Tibor und Mátyás davon zu schreiben. Doch noch ehe er sich eine Formulierung überlegen konnte, öffnete sich eine Tür an der Gebäudeseite, und ein Mann trat nach draußen. Er sah aus, als wäre er einmal Hauptmann beim Militär gewesen; er trug einen langen grauen Mantel mit rotem Futter, einen kurzen dreieckigen Bart und einen mit Wachs gewirbelten Schnäuzer. Seine schmalen Augen funkelten hinter einem Kneifer. In einer Hand hielt er einen Gehstock, in der anderen etwas, das wie ein unbearbeiteter grauer Stein aussah. Trotz des mit Sicherheit großen Gewichts des Brockens durchquerte dieser Mann den Hof mit aufrechtem Rücken und kriegerisch vorgerecktem Kinn. Er ging auf das Podest zu und legte den Stein mit einem dumpfen Laut darauf ab.

»*Attention!*«, brüllte er.

Die Studenten verstummten, schauten auf und drückten den Rücken durch, wie von unsichtbaren Fäden gezogen. Lautlos schlüpfte ein großer junger Mann in einem abgetragenen Arbeitshemd neben Andras auf die Bank und neigte den Kopf an sein Ohr.

»Das ist Auguste Perret«, sagte der Fremde auf Ungarisch. »Er war mein Lehrer, und jetzt ist er Ihrer.«

Andras schaute den jungen Mann überrascht und erleichtert an. »Sie haben die Notiz in meinem Päckchen geschrieben«, sagte er.

»Hören Sie zu«, flüsterte der Mann, »ich übersetze.«

Auguste Perret auf dem Podium hob den unbehauenen Stein mit beiden Händen hoch und stellte eine Frage. Laut Andras' Übersetzer lautete sie, ob jemand wisse, um was für ein Baumaterial es sich handele. Sie vielleicht, hier vorn? Beton, ja, das sei richtig. Stahlbeton, genau genommen. Wenn die Studenten ihre fünf Jahre an dieser Schule abgeschlossen hätten, wüssten sie alles über Stahlbeton, was es darüber zu wissen gebe. Warum? Weil er die Zukunft der modernen Stadt sei. Er würde Bauwerke ermöglichen, die an Höhe und Kraft alles überträfen, was bisher gebaut worden sei. Höhe und Kraft, ja; und Schönheit. Hier an der *École Spéciale* ließen sie sich jedoch nicht von Schönheit *verführen*, das überließe man gerne den privilegierten Söhnen an *dieser anderen Schule*. Jene Schule sei eine Einrichtung für Lebemänner, ein Ort, wo junge Burschen mit der Kunst der *dessinage* herumspielten; an der *École Spéciale* interessierte man sich für wahre Architektur, für Gebäude, in denen man wohnen konnte. Wenn die Entwürfe darüber hinaus auch noch schön seien, umso besser; doch sollten sie schön in einer Art sein, die zum Mann auf der Straße passte. Hier fänden sich nur jene Menschen wieder, die Architektur für eine demokratische Kunst hielten; die glaubten, dass Form und Funktion gleichermaßen wichtig seien; denn die Absolventen der *École Spéciale*, die Avantgarde, hätten die Fesseln aristokratischer Tradition abgeworfen und benutzten ihren eigenen Kopf. Jeder, der ein Versailles bauen wolle, solle sich nun erheben und durch jenes Tor dort gehen. *Die andere Schule* sei nur drei Métrostationen entfernt.

Der Professor hielt inne, schleuderte seinen Arm in Richtung des Tors, den Blick auf die Studentenreihen gerichtet. »*Non?*«, rief er. »*Pas un?*«

Niemand regte sich. Wie eine Statue stand Auguste Perret vor ihnen. Andras hatte das Gefühl, eine Figur auf einem Gemälde zu sein, bis in alle Ewigkeit gelähmt von Perrets Herausforderung. In den kommenden Jahrhunderten würde das Bild in Museen bewundert werden. Er würde für alle Zeiten auf der Bank sitzen, leicht diesem Mann mit dem Mantel und dem weißen Bart zugeneigt, diesem General unter den Architekten.

»Er hält diese Rede jedes Jahr«, flüsterte der Ungar neben Andras. »Als Nächstes spricht er von der Verantwortung für die Studenten, die nach einem kommen.«

»*Les étudiants qui viennent après vous*«, fuhr der Professor fort, und der Ungar übersetzte weiter. Diese Studenten würden darauf angewiesen sein, dass die älteren Semester fleißig waren. Wenn sie das nicht wären, würden auch ihre Nachfolger durchfallen. Denn jeder würde von denen unterrichtet, die vor ihm da waren; an der *École Spéciale* würde man Gemeinschaft lernen, denn die enge Zusammenarbeit mit anderen gehöre zum Leben des Architekten. Ein jeder möge seine eigene Vision haben, doch ohne die Unterstützung der Kollegen sei die Vision nicht das Papier wert, auf das sie gezeichnet sei. An dieser Schule habe Émile Trélat Robert Mallet-Stevens unterrichtet, Mallet-Stevens wiederum sei der Lehrer von Fernand Fenzy gewesen, Fernand Fenzy bildete Pierre Vago aus, und Pierre Vago würde jetzt sie unterweisen.

Bei diesen Worten zeigte der Professor ins Publikum, und der junge Mann neben Andras stand auf und verbeugte sich höflich. Er schritt vor die Versammelten, nahm seinen Platz neben Professor Perret auf dem Podium ein und sprach seine Studenten auf Französisch an. Pierre Vago. Der Mann, der gerade für Andras übersetzt hatte – dieser zerknitterte junge Bursche im tuscheverschmierten Arbeitshemd –, das war der P. VAGO von Andras' Stundenplan. Sein Atelierleiter. Sein Professor. Ein Ungar. Plötzlich wurde Andras schwindelig. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, an der *École Spéciale* bestehen zu können. Er konnte sich kaum auf das konzentrieren, was Vago mit seinem leichten Akzent in elegantem Französisch sagte. Vago war tatsächlich derjenige gewesen, der die ungarische Mitteilung in Andras' Umschlag verfasst hatte. Andras kam der Gedanke, dass Vago wohl auch derjenige war, dem er seine Anwesenheit hier zu verdanken hatte.

»Hey«, sagte Rosen und zupfte an Andras' Ärmel. »*Regardes-toi!*«

Vor Aufregung hatte Andras Nasenbluten bekommen. Rote Tropfen leuchteten auf seinem weißen Hemd. Polaner sah ihn

besorgt an und reichte ihm ein Taschentuch; Ben Yakov wurde blass und schaute zur Seite. Andras nahm das Tuch entgegen und drückte es auf seine Nase. Rosen gab ihm zu verstehen, er solle den Kopf in den Nacken legen. Einige Studenten drehten sich um, wollten sehen, was vor sich ging. Andras saß da und blutete ins Taschentuch, unbeeindruckt von den Gaffern und glücklicher, als er je im Leben gewesen war.

Später am selben Tag, nach der Versammlung, als Andras' Nasenbluten aufgehört und er Polaner sein eigenes sauberes Taschentuch für das vollgeblutete gegeben hatte, nach dem ersten Treffen der Ateliergruppen und nachdem er mit Rosen, Polaner und Ben Yakov Adressen ausgetauscht hatte, saß Andras in Vagos überfülltem Arbeitszimmer auf einem Holzhocker vor dem Zeichenbrett. An den Wänden hingen Skizzen und gedruckte Aufrisse, schwarz-weiße Aquarelle von wunderschönen, unmöglichen Gebäuden, die maßstabsgetreue Wiedergabe einer Stadt, von oben gesehen. In einer Ecke lag ein Häufchen bekleckster Kleidung; ein verrosteter, verbogener Fahrradrahmen lehnte an der Wand. In Vagos Bücherregalen fanden sich antiquarische Bücher neben Hochglanzmagazinen, ein Teekessel, ein kleines Holzflugzeug und eine dünnbeinige, aus Drahtresten gefertigte Mädchenskulptur. Vago lehnte sich auf seinem Drehstuhl zurück, die Finger hinter dem Kopf verschränkt.

»So«, sagte er zu Andras. »Da sind Sie also, frisch aus Budapest. Ich freue mich, dass Sie gekommen sind. Ich wusste nicht, ob Sie es so kurzfristig schaffen würden. Aber ich musste es versuchen. Das ist unmenschlich, diese Auflagen, wer was wann und wie studieren kann. Das ist kein Land für Männer wie uns.«

»Aber – bitte entschuldigen Sie – sind Sie denn Jude, Herr Professor?«

»Nein, ich bin katholisch. Aufgewachsen in Rom.« Vago rollte das *R* wie ein Italiener.

»Was kümmert es Sie dann, Herr Professor?«

»Sollte es mich nicht kümmern?«

»Vielen ist's egal«, sagte Andras.

Vago zuckte mit den Schultern. »Manchen nicht.« Er schlug

einen Ordner auf seinem Schreibtisch auf. Darin lagen Reproduktionen von Andras' farbigen Titelbildern für *Vergangenheit und Zukunft*: Linolschnitte von einem jüdischen Sofer beim Schreiben einer Thorarolle, von einem Vater mit seinen Söhnen in der Synagoge, von einer Frau, die zwei schlanke Kerzen entzündet. Andras sah die Arbeiten jetzt wie zum ersten Mal. Die Themen schienen ihm sentimental, die Komposition kindlich und berechenbar. Er konnte nicht begreifen, dass er diesen Zeichnungen die Zulassung für die Hochschule zu verdanken hatte. Er hatte keine Möglichkeit gehabt, die Künstlermappe einzureichen, die er für seine Bewerbungen an ungarischen Architekturkollegs benutzte – Detailzeichnungen von Parlament und Palast, maßstabgetreue Wiedergaben der Innenansichten von Kirchen und Bibliotheken, Arbeiten, für die er stundenlang an seinem Schreibtisch bei *Vergangenheit und Zukunft* gehockt hatte. Doch er fürchtete, dass sogar jene Bilder im Vergleich zu Vagos Werk, diesen klaren Maßzeichnungen und prachtvollen Aufrissen an den Wänden, ungenau und amateurhaft gewirkt hätten.

»Ich bin hier, um zu lernen, Herr Professor«, sagte Andras. »Diese Linolschnitte sind schon ziemlich alt.«

»Das sind hervorragende Arbeiten«, sagte Vago. »Da ist eine Genauigkeit, eine Präzision in der Perspektive, die man selten findet bei einem ungeschulten Künstler. Sie sind ein großes Naturtalent, das ist offensichtlich. Die Kompositionen sind streng symmetrisch, aber ausgewogen. Die Themen sind klassisch, aber die Linienführung ist modern. Sie haben ein hervorragendes Stilempfinden, das wird Ihnen im Studium sehr zugutekommen.«

Andras griff nach dem Umschlagentwurf, der den Mann mit seinen Söhnen beim Gebet zeigte. Die Linoldruckplatte hatte er bei Kerzenlicht in der Wohnung auf der Hársfá utca geschnitten. Obwohl er es damals nicht gemerkt hatte – warum eigentlich nicht, wo es ihm jetzt so deutlich ins Auge sprang? –, war der Mann im Tallit sein Vater, und die Söhne waren seine Brüder.

»Das ist gute Arbeit«, sagte Vago. »Ich war nicht der Einzige, der das fand.«

»Das ist keine Architektur«, sagte Andras und reichte Vago das Titelbild zurück.

»Architektur werden Sie lernen. Und in der Zwischenzeit lernen Sie Französisch. Das ist die einzige Möglichkeit, hier zu überleben. Ich kann Ihnen helfen, aber ich kann nicht in jedem Kurs für Sie übersetzen. Sie werden also jeden Morgen herkommen, eine Stunde vor Atelierbeginn, und mit mir Französisch üben.«

»Hier bei Ihnen, Herr Professor?«

»Ja. Von jetzt an werden wir nur noch Französisch sprechen. Ich bringe Ihnen alles bei, was ich weiß. Und jetzt hören Sie um Himmels willen auf, mich immer mit ›Herr Professor‹ anzusprechen, da komme ich mir ja uralte vor.« Vago setzte einen ernsten Blick auf, aber verzog den Mund nach links zu einem französisch wirkenden schiefen Grinsen. »*L'architecture n'est pas un jeu d'enfants*«, sagte er mit einer tiefen, volltönenden Stimme, die in Tonhöhe und -lage genau der von Professor Perret entsprach. »*L'architecture, c'est l'art plus sérieux de tout.*«

»*L'art plus sérieux de tout*«, wiederholte Andras in derselben tiefen Stimme.

»*Non, non!*«, rief Vago. »Nur ich darf mit der Stimme von Monsieur le Directeur sprechen. Sie sprechen bitte wie Andras, der kleine Student. *Ich bin Andras, der kleine Student*«, sagte Vago auf Französisch. »Wiederholen Sie bitte!«

»Ich bin Andras, der kleine Student.«

»Ich werde von Monsieur Vago lernen, perfekt Französisch zu sprechen.«

»Ich werde von Monsieur Vago lernen, perfekt Französisch zu sprechen.«

»Ich wiederhole alles, was er sagt.«

»Ich wiederhole alles, was er sagt.«

»Aber nicht mit der Stimme von Monsieur le Directeur.«

»Aber nicht mit der Stimme von Monsieur le Directeur.«

»Darf ich Sie etwas fragen?«, sagte Vago dann mit ernster Miene auf Ungarisch. »War es richtig, Sie herzuholen? Fühlen Sie sich schrecklich einsam? Ist das alles überwältigend für Sie?«

»Ja, es *ist* überwältigend«, erwiderte Andras. »Aber irgendwie fühle ich mich sonderbar glücklich.«

»Mir ging es furchtbar, als ich herkam«, sagte Vago und lehnte

sich auf seinem Stuhl zurück. »Drei Wochen nach meinem Abschluss an der Schule in Rom kam ich her und begann an der Beaux-Arts. Aber das war nichts für einen Menschen von meinem Temperament. Die ersten Monate sind einfach nur grässlich gewesen! Ich hasste Paris voller Inbrunst.« Er schaute aus dem Bürofenster in den eisigen grauen Nachmittag. »Jeden Tag lief ich herum, ließ alles auf mich wirken – die Bastille und die Tuileries, den Luxembourg, Notre-Dame, die Ópera – und verfluchte jeden einzelnen Stein in dieser Stadt. Das hier ist etwas ganz anderes als Budapest, falls Sie es noch nicht bemerkt haben. Nach einer Weile wechselte ich an die École Spéciale. Und dort begann ich, mich in Paris zu verlieben. Jetzt kann ich mir nicht mehr vorstellen, woanders zu leben. Nach gewisser Zeit wird es Ihnen genauso gehen.«

»Ich fühle mich jetzt schon ein wenig so.«

»Warten Sie's ab«, sagte Vago grinsend. »Das wird nur noch schlimmer.«

Morgens kaufte Andras sein Brot in den kleinen Bäckereien unweit seines Mietshauses und die Zeitung bei einem Stand an der Ecke; wenn er dem Besitzer seine Münzen in die Hand fallen ließ, sang der Mann ein kehliges *Merci*. In seiner Mansarde aß er dann das Croissant und trank süßen Tee aus dem leeren Marmeladenglas. Er schaute sich die Abbildungen in der Zeitung an und versuchte, die Nachrichten über den spanischen Bürgerkrieg zu verfolgen, in dem die *Front Populaire* immer mehr Boden an die *Nationalistes* verlor. Andras erlaubte sich nicht, eine ungarische Zeitung zu kaufen, um seine Wissenslücken zu füllen; die Dringlichkeit der Nachrichten erleichterte die mühevollen Übersetzungen. Täglich gab es Meldungen über neue Gräueltaten: Jugendliche im Graben erschossen, ältere Herren im Olivengarten mit dem Bajonett erstochen, Brandbomben auf Dörfer abgeworfen. Italien beschuldigte Frankreich, sein eigenes Waffenembargo zu unterlaufen; große Lieferungen sowjetischer Munition erreichten die republikanische Armee. Auf der anderen Seite hatte Deutschland seine Legion Condor auf zehntausend Mann aufgestockt. Andras las die Nachrichten

mit wachsender Verzweiflung, mitunter neidisch auf die jungen Männer, die davongelaufen waren, um für die Internationalen Brigaden zu kämpfen. Jetzt ging es jeden an, das wusste er; jede andere Meinung war Leugnen.

Den Kopf voll grausiger Bilder, ging er dann über laubbedeckte Trottoirs zur École Spéciale und lenkte sich ab, indem er architektonische Bezeichnungen auf Französisch wiederholte: *toit, fenêtre, port, mur, corniche, balcon, balustrade, souche de cheminée*. In der Schule lernte er den Unterschied zwischen Stereobat und Stylobat, Metope und Triglyph; er lernte, welcher der Professoren insgeheim das Dekorative dem Praktischen vorzog und wer Perrets Betonkult anhing. Mit seinem Statikkurs besuchte Andras Sainte-Chapelle, wo er lernte, wie bereits die Baumeister des 13. Jahrhunderts eine Möglichkeit entdeckt hatten, das Gebäude mithilfe von Eisenstreben und Metallträgern zu verstärken. Die Stützen waren in den Rahmen der Bleiglasfenster verborgen, die sich über die gesamte Höhe der Kapelle zogen. Während das Morgenlicht in roten und blauen Streifen durch die Scheiben fiel, stand Andras in der Mitte des Kirchenschiffes und erlebte so etwas wie eine mystische Ekstase. Unwichtig, dass es eine katholische Kirche war, dass die Fenster Jesus Christus inmitten von Heiligen darstellten. Was Andras empfand, hatte weniger mit Religion als mit einem Gespür für Harmonie, mit der perfekten Vereinigung von Form und Funktion in diesem Bauwerk zu tun. Ein langer, senkrechter Raum, der den Pfad zu Gott oder zu einem tieferen Verständnis der Mysterien darstellte. Dies war das Werk von Architekten, viele Jahrhunderte alt.

Pierre Vago hielt Wort und unterrichtete Andras jeden Morgen eine Stunde lang. Das Französische aus seiner Schulzeit kehrte rasch zurück, und innerhalb eines Monats hatte er weit mehr gelernt als je bei seinem Lehrer am Gimnázium. Ab Mitte Oktober bestand der Unterricht nur noch aus langen Gesprächen; Vago hatte ein Händchen für die Auswahl von Themen, die Andras zum Sprechen brachten. Er fragte ihn nach seinen Jahren in Konyár und Debrecen – was er gelernt hätte, wie seine Freunde gewesen seien, wo er gelebt, wen er geliebt habe. Andras er-

zählte Vago von Éva Kereny, dem Mädchen, das ihm im Garten des Déri-Museums in Debrecen einen Kuss gegeben und ihn anschließend kaltblütig verschmäht hatte; er erzählte die Geschichte von dem einzigen Paar Seidenstrümpfe seiner Mutter, einem Chanukka-Geschenk von Andras, das er ihr hatte kaufen können, weil er die Zeichenaufgaben seiner Mitschüler erledigt hatte. (Jeder der Brüder hatte sich Mühe gegeben, der Mutter das schönste Geschenk zu machen; als sie die Strümpfe erblickte, reagierte sie mit einer so kindlichen Freude, dass niemand Andras' Sieg in Zweifel ziehen konnte. Später am Abend hockte Tibor draußen im Garten auf Andras' Rücken und drückte sein Gesicht in den gefrorenen Boden – die Rache des großen Bruders.) Vago, der selbst keine Geschwister hatte, hörte gerne die Geschichten von Mátyás und Tibor; er ließ sich von Andras aus ihrem Leben erzählen und ihre Briefe ins Französische übersetzen. Besonderes Interesse zeigte er an Tibors Vorhaben, in Italien Medizin zu studieren. Vago kannte einen jungen Mann in Rom, dessen Vater Medizinprofessor an der Universität von Modena war; er wollte ein paar Briefe schreiben, sagte er, und sehen, was man tun könne.

Andras dachte sich nicht viel dabei, als Vago das sagte; er wusste, dass der Professor viel beschäftigt und die internationale Post sehr langsam war, außerdem teilte der Herr in Rom möglicherweise nicht Vagos Meinung über die Ausbildungssituation junger ungarisch-jüdischer Männer. Doch eines Morgens hielt Vago einen Brief für Andras in der Hand: Er hatte die Nachricht erhalten, dass Professor Turano im Januar eventuell die Immatrikulation von Tibor in die Wege leiten könne.

»Du lieber Gott!«, sagte Andras. »Das ist ein Wunder! Wie haben Sie denn das geschafft?«

»Ich habe den Wert meiner Beziehungen korrekt eingeschätzt«, sagte Vago lächelnd.

»Ich muss Tibor sofort telegrafieren. Wo muss ich hingehen, um ein Telegramm aufzugeben?«

Mahnend hob Vago die Hand. »Ich würde noch nicht schreiben«, sagte er. »Bis jetzt ist es nur eine Möglichkeit. Wir wollen ihm doch nicht vergeblich Hoffnung machen.«

»Wie stehen denn die Chancen, was meinen Sie? Was meint der Professor?«

»Er sagt, dass er einen Antrag bei der Zulassungskommission stellen muss. Es ist ein Sonderfall.«

»Aber Sie sagen mir sofort Bescheid, wenn Sie von ihm hören?«

»Natürlich«, erwiderte Vago.

Doch Andras musste diese vorläufige gute Nachricht mit jemandem teilen, deshalb erzählte er Polaner, Rosen und Ben Yakov am Abend in ihrer Studentenkantine auf der Rue des Écoles davon. Es war ebenjenes Lokal, das József Andras bei seiner Ankunft empfohlen hatte. Für 125 Francs pro Woche bekam man ein tägliches Essen, das hauptsächlich aus Kartoffeln, Bohnen und Kohl bestand; sie aßen in einem hallenden Kellergewölbe an langen Tischen, in die Tausende von Studentennamen geritzt waren. Andras überbrachte die Neuigkeit in seinem ungarisch gefärbten Französisch und hatte Mühe, bei der Geräuschkulisse verstanden zu werden. Die anderen hoben ihre Gläser und wünschten Tibor alles Gute.

»Was für eine herrliche Ironie«, sagte Rosen, als sie getrunken hatten. »Weil er Jude ist, muss er eine konstitutionelle Monarchie verlassen, um Medizin in einer faschistischen Diktatur studieren zu können. Zumindest muss er sich nicht zu uns in dieser schönen Demokratie gesellen, wo intelligente junge Männer das Recht der freien Meinungsäußerung mit solcher Hingabe ausüben.« Er warf Polaner einen schneidenden Blick zu, der auf seine sauberen weißen Hände hinabschaute.

»Was soll das denn heißen?«, fragte Ben Yakov.

»Nichts«, sagte Polaner.

»Was ist passiert?«, wollte Ben Yakov wissen, der es nicht leiden konnte, wenn er nicht in den jüngsten Tratsch eingeweiht war.

»Ich werde euch sagen, was passiert ist«, erwiderte Rosen. »Gestern ging auf dem Weg zum Unterricht der Griff von Polaners Mappe kaputt. Wir reparierten ihn mit einem Stück Schnur. Deshalb kamen wir zu spät zur Vormittagsvorlesung – ihr erinnert euch –, das waren wir, die um halb elf reinkamen.

Wir mussten hinten sitzen bleiben, neben diesem Lemarque aus dem zweiten Jahr, diesem blonden Schwein, diesem höhnischen Kerl aus dem Atelier. Erzähl ihnen, was er gesagt hat, als wir zu ihm in die Bank rutschten, Polaner!«

Polaner legte seinen Löffel neben die Suppenschale. »Was du denkst, das er gesagt hat.«

»Dreckige Juden hat er gesagt: Ich habe es genau gehört, laut und deutlich.«

Ben Yakov schaute Polaner an. »Ist das wahr?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Polaner. »Er hat was gesagt, aber ich habe es nicht richtig verstanden.«

»Wir haben es beide gehört. Alle um uns herum haben es gehört.«

»Du bist paranoid«, gab Polaner zurück, und die zarte Haut um seine Augen begann rot zu glühen. »Die anderen haben sich umgedreht, weil wir zu spät kamen, nicht weil er uns ›dreckige Juden‹ genannt hat.«

»Vielleicht ist so was üblich, wo du herkommst, hier ist es das jedenfalls nicht«, sagte Rosen.

»Ich will nicht mehr darüber sprechen«, sagte Polaner.

»Was soll man da schon machen?«, sagte Ben Yakov. »Manche Menschen sind und bleiben halt Idioten.«

»Dem Kerl eine Lektion erteilen«, sagte Rosen. »Das soll man machen.«

»Nein«, sagte Polaner. »Ich will keinen Ärger wegen einer Sache, die vielleicht gar nicht passiert ist. Ich möchte einfach kein Aufsehen erregen. Ich will studieren und meinen Abschluss machen. Versteht ihr das?«

Andras verstand das gut. Er erinnerte sich an jenes Gefühl in der Grundschule in Konyár, an diesen Wunsch, unsichtbar zu sein. Er hatte allerdings nicht damit gerechnet, dass er oder einer seiner jüdischen Kommilitonen es auch in Paris empfinden würde. »Ich verstehe dich«, sagte er. »Trotzdem sollte Lemarque sich nicht einbilden dürfen, dass er« – er suchte nach dem richtigen französischen Wort – »davonkommt, wenn er so etwas sagt. Das heißt, wenn er es wirklich gesagt hat.«

»Lévi versteht, was ich meine«, sagte Rosen. Doch dann stütz-

te er das Kinn in die Hand und blickte in die Suppenschale. »Andererseits weiß ich wirklich nicht genau, was wir deswegen tun sollen. Wenn wir es irgendwo erzählen, stünde unser Wort gegen das von Lemarque. Und er hat viele Freunde unter den Studenten aus dem vierten und fünften Jahr.«

Polaner schob seinen Teller beiseite. »Ich muss zurück ins Atelier«, sagte er. »Ich habe noch einen ganzen Abend Arbeit vor mir.«

»Ach komm, Eli«, sagte Rosen. »Sei nicht sauer!«

»Ich bin nicht sauer. Ich will nur einfach keinen Ärger, das ist alles.« Polaner setzte seinen Hut auf und schlang sich den Schal um den Hals. Sie sahen ihm nach, wie er sich durch das Labyrinth von Tischen arbeitete, die Schultern unter dem abgetragenen Samt seiner Jacke hochgezogen.

»Du glaubst mir doch, oder?«, sagte Rosen zu Andras. »Ich weiß, was ich gehört habe.«

»Ich glaube dir«, sagte Andras. »Aber ich bin auch der Meinung, dass wir nichts daran ändern können.«

»Haben wir nicht gerade noch über deinen Bruder geredet?«, fragte Ben Yakov. »Das Thema hat mir irgendwie besser gefallen.«

»Schon gut«, sagte Rosen. »Ich habe mit dem Thema angefangen, und ihr seht ja, was passiert ist.«

Andras zuckte mit den Schultern. »Vago sagt, es wäre eh noch zu früh zum Feiern. Vielleicht kommt es gar nicht so weit.«

»Vielleicht aber doch«, sagte Rosen.

»Ja. Und dann wird Tibor, wie du sagst, in einer faschistischen Diktatur leben. Daher weiß man gar nicht so genau, was man hoffen soll. Jede Möglichkeit ist kompliziert.«

»Palästina«, sagte Rosen. »Ein jüdischer Staat. Darauf sollten wir hoffen. Aber dein Bruder soll ruhig unter Mussolini in Italien studieren. Soll er seinen Doktor unter der Nase des Duce machen. In der Zwischenzeit machen du, Polaner, Ben Yakov und ich unseren Abschluss in Paris. Und dann wandern wir alle aus. Einverstanden?«

»Ich bin kein Zionist«, sagte Andras. »Meine Heimat ist Ungarn.«

»Aber im Moment nicht, oder?«, sagte Rosen. Und darauf hatte Andras nichts zu erwidern.

In den folgenden zwei Wochen wartete er auf Nachricht aus Modena. Im Statikkurs berechnete er die Gewichtsverteilung entlang der geschwungenen Unterseite des Pont au Double und hoffte, durch die Symmetrie der Gleichungen ein wenig von seinen Gedanken abgelenkt zu werden. Im Zeichenunterricht erstellte er eine maßstabgetreue Wiedergabe der Fassade des Gare d'Orsay, verlor sich dankbar in den Abmessungen der raffinierten Ziffernblätter und der Linienführung der Torbögen. Im Atelier behielt er Lemarque im Auge, der öfter unergründliche Blicke zu Polaner hinüberwarf, aber nichts von sich gab, das man als Verunglimpfung hätte auffassen können. Jeden Morgen in Vagos Büro schielte er zu den Briefen auf dessen Schreibtisch hinüber, hielt Ausschau nach einer italienischen Briefmarke; aber der Brief blieb aus.

Eines Nachmittags, als Andras im Atelier saß und hauchdünne Bleistiftstriche aus seiner Zeichnung des d'Orsay radierte, kam die schöne Lucia aus dem Sekretariat mit einer gefalteten Nachricht in den Unterrichtsraum. Sie reichte die Notiz dem Studenten aus dem fünften Jahr, der die Aufsicht führte, und ging ohne einen Blick auf die Klasse wieder hinaus.

»Lévi«, sagte der Student, ein Mann mit strengem Blick und einer Frisur wie explodierte blonde Spreu. »Sie sollen ins Büro von Le Colonel kommen.«

Alle Gespräche im Raum verstummten. Stifte verharrten schwebend in Studentenhänden. Le Colonel war der Spitzname von Auguste Perret. Alle Augen richteten sich auf Andras; Lemarque warf ihm ein schwaches Lächeln zu. Andras packte seine Stifte in die Tasche und fragte sich, was Perret wohl von ihm wolle. Ihm kam der Gedanke, dass Perret etwas mit der Sache in Italien zu tun haben könnte; vielleicht hatte Vago seine Hilfe in Anspruch genommen. Möglicherweise hatte Perret einen gewissen Einfluss auf Freunde im Ausland geltend gemacht und wollte die gute Nachricht nun persönlich überbringen.

Andras hastete die zwei Treppen zu dem Gang hinauf, an

dem die privaten Büros der Professoren untergebracht waren, und blieb vor Perrets geschlossener Tür stehen. Von innen hörte er Perret und Vago mit gesenkten Stimmen sprechen. Andras klopfte an. Vago rief ihn herein, Andras öffnete die Tür. Vor einem der hohen Fenster, die auf den Boulevard Raspail gingen, stand Professor Perret in Hemdsärmeln hell im Sonnenlicht. Vago lehnte an Perrets Schreibtisch und hielt ein Telegramm in der Hand.

»Guten Tag, Andras«, sagte Perret und drehte sich vom Fenster fort. Er machte Andras Zeichen, sich in den tiefen Ledersessel neben dem Schreibtisch zu setzen. Andras nahm Platz und ließ seine Tasche zu Boden gleiten. Die Luft in Perrets Büro war schwer und stickig. Anders als in Vagos Büro, wo sich die Zeichnungen an den Wänden drängten, Skulpturen herumstanden und Projekte vom Werk Tisch quollen, herrschte hier Ordnung und Schlichtheit. Drei Stifte lagen parallel auf dem mit Saffianleder überzogenen Tisch; Holzregale beherbergten säuberlich aufgerollte Grundrisse, auf einer Konsole stand ein akkurates weißes Modell des Théâtre des Champs-Élysées in einem Glaskasten.

Perret räusperte sich und begann zu sprechen. »Wir haben eine beunruhigende Nachricht aus Ungarn erhalten. Wirklich ziemlich beunruhigend. Vielleicht ist es einfacher, wenn Professor Vago Ihnen den Sachverhalt auf Ungarisch erklärt. Obwohl ich gehört habe, dass sich Ihr Französisch beträchtlich verbessert hat.« Er sprach nicht mehr im Kasernenhoftönen und warf Andras einen so freundlichen, bedauernden Blick zu, dass der feuchte Hände bekam.

»Es ist ziemlich kompliziert«, sagte Vago auf Ungarisch. »Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Ich habe eine Nachricht vom Vater meines Freundes bekommen, dem Professor. An der Medizinischen Fakultät von Modena wurde ein Platz für Ihren Bruder frei.«

Vago machte eine Pause. Andras hielt die Luft an und wartete.

»Professor Turano schrieb an die jüdische Organisation, die Ihr Stipendium zahlt. Er erkundigte sich, ob auch Geld für Tibor

zur Verfügung stünde, doch seine Anfrage wurde mit Bedauern abgewiesen. In dieser Woche wurden neue Einschränkungen in Ungarn eingeführt: Von heute an darf keine Organisation mehr Geld an jüdische Studenten im Ausland schicken. Ihr Unterstützungsfonds vom Hitközség wurde von der Regierung eingefroren.«

Andras sah Vago blinzelnd an und versuchte zu verstehen, was das bedeutete.

»Das ist nicht nur ein Problem für Tibor«, fuhr Vago fort und schaute Andras dabei in die Augen. »Das ist auch ein Problem für Sie. Kurz gesagt: Ihr Stipendium wird nicht länger gezahlt. Um ehrlich zu sein, mein junger Freund, es ist noch nie gezahlt worden. Der Scheck für Ihren ersten Monat traf hier nie ein, deshalb habe ich die Gebühren aus meiner eigenen Tasche ausgelegt, weil ich dachte, es sei lediglich eine kurzfristige Verzögerung.« Er hielt inne und warf Professor Perret einen Seitenblick zu, der verfolgte, wie Vago die Nachricht auf Ungarisch überbrachte. »Monsieur Perret weiß nicht, woher das Geld stammt, er braucht es auch nicht zu wissen, deshalb zeigen Sie sich bitte unbeeindruckt. Ich habe ihm gesagt, alles sei in Ordnung. Aber ich bin leider kein reicher Mann und kann Ihre Studiengebühren nicht noch einen Monat zahlen, auch wenn ich es gerne täte.«

Eine Eisscholle setzte sich in Andras' Brust fest, langsam und kalt. Seine Studiengebühren konnten nicht länger gezahlt werden. Sie waren nie bezahlt worden. Auf einmal verstand er Perrets Freundlichkeit und Bedauern.

»Wir halten Sie für einen begabten Studenten«, sagte Perret auf Französisch. »Wir möchten Sie nicht verlieren. Kann Ihre Familie einspringen?«

»Meine Familie?« Andras' Stimme klang dünn und schwach in dem hohen Raum. Er sah seinen Vater vor sich, der Eichenbretter im Sägewerk stapelte, seine Mutter, die ein Kartoffelpaprikás im Ofen der Außenküche schmorte. Er dachte an das Paar grauer Seidenstrümpfe, das er ihr zehn Jahre zuvor an Chanukka geschenkt hatte – wie sie sie zu einem keuschen Viereck gefaltet, in Einschlagpapier aufbewahrt und nur für die Synagoge angezogen hatte. »Meine Familie hat nicht das Geld«, sagte er.

»Das ist schrecklich«, sagte Perret. »Ich würde so gerne etwas für Sie tun. Vor der Wirtschaftskrise haben wir selbst eine größere Zahl von Stipendien vergeben, aber jetzt ...« Er schaute aus dem Fenster auf die tiefen Wolken und strich sich über seinen militärischen Bart. »Ihre Kosten werden bis zum Ende des Monats übernommen. Wir werden schon vorher sehen, was wir tun können, aber ich kann Ihnen leider nicht viel Hoffnung machen.«

Andras übersetzte die Worte für sich: *nicht viel Hoffnung*.

»Was Ihren Bruder angeht«, sagte Vago, »das ist eine verdammte Schande. Turano wollte ihm so gerne helfen.«

Andras versuchte den Schock abzuschütteln, der ihn ergriffen hatte. Sie mussten das mit Tibor und dem Geld verstehen. »Das ist unwichtig«, sagte er und versuchte, mit fester Stimme zu sprechen. »Das Stipendium ist unwichtig – für Tibor, meine ich. Er spart seit sechs Jahren. Er müsste genug für die Eisenbahnfahrt und das erste Unterrichtsjahr haben. Ich telegrafiere ihm noch heute Abend. Kann der Vater Ihres Freundes den Studienplatz für ihn freihalten?«

»Ich denke schon«, sagte Vago. »Ich werde ihm umgehend schreiben, wenn Sie das Studium für machbar halten. Aber vielleicht kann Ihr Bruder auch Ihnen helfen, wenn er Geld zur Seite gelegt hat.«

Andras schüttelte den Kopf. »Das kann ich ihm nicht zumuten. Er hat nicht genug für uns beide gespart.«

»Es tut mir furchtbar leid«, sagte Perret erneut, trat vor und gab Andras die Hand. »Professor Vago hat mir gesagt, Sie seien ein sehr einfallreicher junger Mann. Vielleicht findet sich doch noch eine Möglichkeit. Ich werde sehen, was wir tun können.«

Es war das erste Mal, dass Perret Andras berührte. Er hatte das Gefühl, als habe man ihm gerade gesagt, er sei unheilbar krank, als habe der Schatten des nahe bevorstehenden Todes Perret erlaubt, auf Formalitäten zu verzichten. Der Direktor klopfte Andras auf den Rücken und führte ihn zur Bürotür. »Nur Mut!«, sagte er, salutierte und entließ ihn in den Flur.

Andras stieg durch das staubig gelbe Licht der Treppe nach unten, vorbei an dem Raum, wo seine Zeichnung vom Gare

d'Orsay verlassen auf dem Tisch lag, vorbei an der schönen Lucia im Sekretariat und durch die blauen Türen der Schule, die als seine zu betrachten er sich angewöhnt hatte. Er ging den Boulevard Raspail hinab, bis er das Postamt erreichte, wo er um ein Telegrammformular bat. Auf die schmalen blauen Zeilen schrieb er die Botschaft, die er sich unterwegs zurechtgelegt hatte: PLATZ AN DER UNIVERSITÄT MODENA FÜR DICH GEFUNDEN DANK FREUND VON VAGO. SOFORT REISEPASS UND VISA BESORGEN. HURRA! Kurz erwog er in einem Nebel von Selbstmitleid, das HURRA! wegzulassen. Doch im letzten Moment fügte er es hinzu, zahlte die zusätzlichen zehn Centimes und ging wieder nach draußen auf den Boulevard. Die Autos zischten weiter an ihm vorbei, die Nachmittagssonne schien genau wie immer, die Fußgänger eilten mit ihren Einkäufen, ihren Zeitungen und ihren Büchern das Trottoir entlang, die ganze Stadt war gleichgültig gegenüber dem, was gerade in diesem Büro in der École Spéciale stattgefunden hatte.

Ohne etwas wahrzunehmen und mit völlig leerem Kopf ging Andras durch die enge Kurve der Rue de Fleurus in Richtung Jardin de Luxembourg, wo er eine grüne Bank im Schatten einer Platane fand. Von hier aus konnte man die Bienenstöcke sehen, und Andras schaute zu, wie der Imker unter seiner Kapuze die Holzrahmen prüfte. Kopf, Arme und Beine des Imkers waren mit schwarzen Bienen übersät. Betäubt vom Qualm, krochen sie langsam über den Körper des Imkers. In der Schule hatte Andras gelernt, dass es Bienen gab, die sich verändern konnten, wenn die Umstände es erforderten. Wenn die Königin starb, wurde sie von einer anderen Biene ersetzt; sie legte ihr bisheriges Leben ab und bekam einen neuen Körper, eine neue Rolle. Auf einmal konnte sie Eier legen und sich mit ihrer Dienerschaft über die Gesundheit des Staates austauschen. Er, Andras, war als Jude geboren und hatte den Mantel dieser Identität zweiundzwanzig Jahre lang getragen. Am achten Tag seines Lebens war er beschnitten worden. Auf dem Schulhof hatte er den Spott der christlichen Kinder und im Klassenzimmer die Herablassung der Lehrer ertragen, wenn er am Schabbes nicht zur Schule

gehen durfte. An Jom Kippur hatte er gefastet, am Schabbes war er zur Synagoge gegangen, mit dreizehn hatte er aus der Thora vorgelesen und war nach jüdischer Tradition ein Mann geworden. In Debrecen ging er zum jüdischen Gimnázium, und nach seinem Abschluss hatte er eine Stellung bei einer jüdischen Zeitschrift bekommen. Er hatte mit Tibor im jüdischen Viertel von Budapest gewohnt und war mit ihm zur Synagoge auf der Dohány utca gegangen. Er war mit dem Gespenst des Numerus clausus in Berührung gekommen, hatte sein Heim und seine Familie verlassen, um nach Paris zu gehen. Aber selbst hier gab es Menschen wie Lemarque, gab es Studentenverbindungen, die gegen Juden demonstrierten, und es gab antisemitische Zeitungen. Und jetzt musste er diese neue Last tragen, diesen neuen Zores. Während Andras auf der Bank im Jardin de Luxembourg saß, versuchte er sich vorzustellen, wie es wohl wäre, sein Jüdischsein hinter sich zu lassen, das Gewand seiner Religion abzulegen wie einen Mantel, der bei heißem Wetter zu warm geworden war. Er erinnerte sich daran, wie er im September in der Sainte-Chapelle gestanden hatte, erinnerte sich an die Heiligkeit und Stille des Ortes, an die wenigen Zeilen, die er aus der lateinischen Messe kannte und die ihm jetzt durch den Kopf schwebten: *Kyrie eleison, Christe eleison*. Herr, erbarme dich. Christus, erbarme dich.

Im ersten Moment erschien es ihm einfach und klar: ein Christ werden, nein, nicht nur ein Christ – ein römisch-katholischer Christ, einer jener Christen, die Notre-Dame, die Sainte-Chapelle, den Mátyás Templom in der Basilika von Szent István in Budapest erbaut hatten. Sein bisheriges Leben ablegen, ein neues beginnen. Nehmen, was ihm vorenthalten worden war. Erbarmen finden.

Doch als er an Erbarmen dachte, war es der jiddische Begriff, der ihm in den Sinn kam: *rachmones*, eine Ableitung von *rechem*, dem hebräischen Wort für Schoß. *Rachmones*: ein so tiefes und unbestrittenes Gefühl wie das, was eine Mutter für ihr Kind empfindet. Jedes Jahr hatte er in der Synagoge in Konyár am Vorabend von Jom Kippur darum gebetet. Er hatte um Vergebung gefleht, hatte gefastet und am Ende von Jom Kippur ein

Gefühl der inneren Säuberung empfunden. Jedes Jahr hatte er das Bedürfnis verspürt, seine Seele zur Rechenschaft zu ziehen, zu vergeben und Vergebung zu erfahren. Jedes Jahr hatten seine Brüder in der Synagoge neben ihm gestanden – Mátyás klein und hitzig zu seiner Linken, Tibor schlank und sonor zu seiner Rechten. Neben ihnen stand der Vater im vertrauten Tallit und hinter der Abtrennung die Mutter – geduldig, nachsichtig, zuverlässig in ihrer Gegenwart, selbst wenn sie sie nicht sehen konnten. Andras konnte genauso wenig aufhören, ein Jude zu sein, wie er aufhören konnte, seinen Brüdern ein Bruder, seinen Eltern ein Sohn zu sein.

Andras erhob sich, warf dem Imker und seinen Bienen einen letzten Blick zu und ging durch den Park nach Hause. Jetzt dachte er nicht mehr daran, was passiert war, sondern was er als Nächstes würde tun müssen: Arbeit finden, eine Möglichkeit suchen, das Geld zu verdienen, das er brauchte, um an der Schule zu bleiben. Er war natürlich kein Franzose, aber das war egal; in Budapest wurden Tausende von Arbeitern unter der Hand bezahlt, und niemand störte sich daran. Der nächste Tag war ein Samstag. Die Büros würden geschlossen haben, aber Geschäfte und Restaurants waren geöffnet – Bäckereien, Lebensmittelhändler, Buchhandlungen, Läden für Künstlerbedarf, Brasserien, Herrenbekleider. Wenn Tibor Vollzeit in einem Schuhgeschäft arbeiten und abends in seinen Anatomiebüchern lernen konnte, dann konnte Andras auch arbeiten und zur Schule gehen. Als er die Rue des Écoles erreicht hatte, bildete er in Gedanken bereits die notwendigen Sätze: Ich suche Arbeit. Auf Ungarisch: *Állást keresek*. Auf Französisch: *Je cherche ... je cherche ...* Er kannte das Wort: *boulot*. Arbeit.

5.

Théâtre Sarah-Bernhardt

IN JENEM HERBST WURDE im Sarah-Bernhardt jeden Abend, außer montags, um neun Uhr Bertolt Brechts *Die Mutter* gespielt. Das Theater lag mitten im Stadtzentrum, an der Place du Châtelet. Es bot sieben Ränge mit luxuriösen Sitzen und die aufregende Gewissheit, dass die Stimme von Mademoiselle Bernhardt *diesen* Raum erfüllt, *diesen* Kronleuchter an seiner Kette hatte erzittern lassen. Irgendwo im Innern des Theaters war die beige-golden getäfelte Garderobe mit der güldenen Badewanne, in der die Schauspielerin Gerüchten zufolge in Champagner gebadet hatte. Am ersten Samstag im November war die Truppe zu einer außerplanmäßigen Probe einberufen worden; Claudine Villareal-Bloch, die titelgebende Mutter, litt an einer akuten Überanspruchung der Stimmbänder, die man stillschweigend ihrer neusten Affäre mit einem brasilianischen Presseattaché zuschrieb. Unter diesen ein wenig peinlichen Umständen war Madame Villareal-Blochs Zweitbesetzung im letzten Moment gebeten worden, die Rolle zu übernehmen. Marcelle Gérard schritt fuchsteufelswild in ihrer Garderobe auf und ab und schäumte, wie Claudine Villareal-Bloch es wagen konnte, sie mit dieser Finte zu überfallen; es schien ihr eine beabsichtigte Demütigung. Madame Villareal-Bloch wusste genau, dass Madame Gérard, verärgert über die Zweitbesetzung, sich nicht vorbereitet hatte. Noch bei der Probe am Morgen hatte sie ihren Text vergessen und völlig unprofessionell herumgestammelt. In seinem Büro weiter unten im Gang trank Zoltán Novak puren Scotch und fragte sich, wie es weitergehen solle, wenn sie mit dem Stück nicht vorankämen, wenn Marcelle Gérard auf der Bühne erstarrte, so wie sie es am Morgen bei der Probe getan hatte. Ein wichtiger Minister hatte

sich für die Vorstellung am folgenden Abend angesagt; so beliebt war das neue Stück von Brecht geworden, so fatal die gegenwärtige Lage. Wenn es am nächsten Abend zu einer öffentlichen Panne käme, würde Novak, dem Ungar, die Schuld daran gegeben werden. Franzosen versagten nicht.

Zoltán Novak sehnte sich verzweifelt nach einer Zigarette. Aber er konnte nicht rauchen. Als er am Vorabend von Madame Villareal-Blochs Krankheit erfuhr, hatte seine Frau seine Zigaretten versteckt, denn sie wusste, dass er zum Übertreiben neigte; er hatte ihr versprechen müssen, dass er sich keine neuen kaufen würde, und sie hatte geschworen, seine Kleidung nach Rauch abzuschnüffeln. Während er in seinem Büro nikotin-unterversorgt und nervös auf und ab lief, kam der Produktionsassistent mit einer Liste dringender Nachrichten herein. Dem Requisiteur fehlten die Schaufeln der Arbeiter in der dritten Szene; sollten sie ohne Schaufeln spielen oder neue kaufen? Madame Gérards Name sei im Programm für den folgenden Abend falsch geschrieben (Guerard, ein waschechter Fehler), sollte das Ganze neu gedruckt werden? Außerdem sei unten ein junger Mann, der Arbeit suche. Er behauptete, Monsieur zu kennen, zumindest habe es sich so angehört – er spreche nicht gut Französisch. Wie hieße er noch gleich. Irgendein ausländischer Name. Lévi. Ondresch.

Kauft neue Schaufeln für die Arbeiter. Lasst das Programm so, wie es ist – ein Neudruck ist zu teuer. Und nein, er kenne keinen Lévi Ondresch. Und selbst wenn, Gott stehe ihm bei, so sei Arbeit das Letzte, was er im Moment habe.

Andras hatte vorgehabt, am Montagmorgen mit einer triumphierenden Nachricht für Professor Vago zur Schule zu kommen: Er hätte Arbeit gefunden, würde die Kosten seines Studiums tragen und an der Hochschule bleiben können. Stattdessen trottete er nun frustriert durch das Laub des Boulevard Raspail. Das ganze Wochenende lang hatte er das Quartier Latin auf der Suche nach Arbeit durchkämmt; hatte an Vorder- und Hintertüren geklopft, an Bäckereien und Werkstätten; er hatte es sogar gewagt, ein Grafikbüro zu betreten, wo ein junger Mann in Hemdsärmeln

an einem Zeichentisch saß und arbeitete. Der Jüngling betrachtete Andras mit nachdenklicher Verachtung und sagte, er könne wieder vorbeischaun, wenn er seinen Abschluss in der Tasche habe. Andras war durch den Regen weitergezogen, verfroren und hungrig, aber hatte nicht einfach aufgeben wollen. Im Nebel hatte er die Seine überquert und sich das Hirn zermartert, an wen er sich um Hilfe wenden könne; als er aufschaute, merkte er, dass er bis zur Place du Châtelet gelaufen war. Ihm kam der Gedanke, sich beim Théâtre Sarah-Bernhardt vorzustellen und nach Zoltán Novak zu fragen, der ihn ja schließlich aufgefordert hatte, ihn zu besuchen. Er könnte direkt hineingehen; es war halb acht, und Novak mochte schon vor der Vorstellung im Theater sein. Doch am Sarah-Bernhardt war er von einem jungen Mann fortgeschickt worden – höflich, voller Bedauern, in einem Schwall mitleidigem Französisch –, der behauptete, er habe mit Novak gesprochen, aber der habe Andras' Namen nicht gekannt. Auch den Rest des Abends und den nächsten Tag hatte Andras mit der Stellensuche verbracht – ohne Erfolg. Irgendwann hatte er wieder zu Hause gegessen, an seinem Tisch vor dem Fenster, vor sich ein Telegramm von Tibor.

UNGLAUBLICHE NACHRICHT! EWIGER DANK DIR
& VAGO! BEANTRAGE MORGEN STUDENTENVISUM.
MODENA. HURRA! T.

Andras hätte alles gegeben, um Tibor zu sehen, um ihm zu erzählen, was geschehen war, und um zu hören, was er Tibors Meinung nach tun sollte. Aber Tibor war zwölfhundert Kilometer entfernt in Budapest. Es war nicht möglich, Ratschläge dieser Art per Telegramm zu erbitten oder zu erteilen, und ein Brief würde viel zu lange dauern. Am Wochenende hatte Andras natürlich Rosen, Polaner und Ben Yakov in der Studentenkantine von den jüngsten Entwicklungen erzählt; ihre Empörung war wohlthuend gewesen, ihr Mitleid ermutigend, aber es gab nicht viel, das sie für ihn tun konnten. Sie waren ja nicht seine Brüder; anders als Tibor konnten sie nicht ahnen, was ihm das Stipendium bedeutete hatte.

Um sieben Uhr morgens war die École Spéciale noch verlassen. Die Ateliers waren leer, niemand war auf dem Hof, das Amphitheater ein hallender Raum. Andras wusste, dass er ein paar Studenten schlafend an ihren Schreibtischen finden würde, Kommilitonen, die sich die ganze Nacht mit Kaffee und Zigaretten wach gehalten hatten, um an Zeichnungen oder Modellen zu arbeiten. Schlaflose Nächte waren gang und gäbe an der École Spéciale. Es gab Gerüchte von Tabletten, die das Denken schärften und einem ermöglichten, tagelang, ja, wochenlang durchzuarbeiten. Es gab Legenden von künstlerischen Durchbrüchen nach zweiundsiebzig durchwachten Stunden. Und es gab Geschichten von katastrophalen Zusammenbrüchen. Ein Arbeitsraum hieß *l'atelier de la suicide*. Die älteren Studenten erzählten den jüngeren von einem Studenten, der sich erschossen hatte, als sein Rivale den jährlichen Prix du Amphithéâtre erhielt. In jenem Atelier war in der Wand neben der Tafel tatsächlich eine weggesprengte Kerbe im Backstein zu sehen. Als Andras Vago nach dem Selbstmord fragte, erwiderte der, diese Geschichte habe man sich schon erzählt, als er Student war, doch könne sie niemand bestätigen. Immerhin erfülle sie ihren Zweck als mahnendes Beispiel.

In Vagos Büro brannte Licht; Andras sah das leuchtende Quadrat vom Hof aus. Er hastete die drei Treppen hinauf und klopfte. Nach langer Stille öffnete Vago die Tür; in Strümpfen stand er vor Andras, rieb sich mit tintenverschmierten Daumen und Zeigefinger die Augen. Sein Kragen war geöffnet, sein Haar ein wildes Durcheinander. »Te«, sagte er auf Ungarisch. Ein kleines Wort, gewürzt mit einem Korn Zuneigung.

»Ja«, sagte Andras. »Fürs Erste noch da.«

Vago bat ihn in sein Büro und bedeutete ihm, sich auf den angestammten Hocker zu setzen. Dann ließ er Andras ein paar Minuten allein, und als er zurückkam, sah er aus, als hätte er sich das Gesicht mit heißem Wasser gewaschen und mit einem kratzigen Handtuch geschrubbt. Er roch nach Bimssteinseife, mit der man gut die Tinte von den Händen bekam.

»Und?«, sagte Vago und setzte sich hinter den Schreibtisch.

»Tibor schickt Ihnen seinen tief empfundenen Dank. Er beantragt jetzt das Visum.«

»Ich habe schon an Professor Turano geschrieben.«

»Danke«, sagte Andras. »Aufrichtigen Dank.«

»Und wie geht's Ihnen?«

»Nicht besonders gut, wie Sie sich vorstellen können.«

»Sie machen sich Sorgen, wie Sie die Gebühren bezahlen sollen.«

»Würden Sie das nicht?«

Vago schob seinen Stuhl nach hinten, trat ans Fenster und schaute hinaus. Nach einer Weile drehte er sich wieder um und fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Hören Sie«, sagte er, »ich habe heute nicht viel Lust, mit Ihnen Französisch zu üben. Wie wäre es stattdessen mit einer Exkursion? Wir haben noch gut anderthalb Stunden bis zum Unterricht.«

»Sie sind der Professor«, sagte Andras.

Vago nahm seinen Mantel vom Holzhaken und zog ihn über. Er schob Andras vor sich durch die Tür, folgte ihm die Treppe hinunter und steuerte ihn durch die blauen Eingangstüren der École. Auf dem Boulevard suchte er in seiner Tasche nach Kleingeld und führte Andras die Stufen hinunter zur Métrostation Raspail, wo gerade ein Zug hineinrauschte. Sie fuhren bis Motte-Picquet und stiegen in die 8 um, dann ein zweites Mal bei Michel-Ange Molitor. An einer Andras bislang unbekanntem Station namens Billancourt stiegen sie schließlich aus, und Vago leitete ihn hoch auf eine Vorortstraße. Hier draußen war die Luft frischer als im Zentrum; in Erwartung der ersten Kunden spritzten Ladenbesitzer die Bürgersteige ab, Fensterputzer polierten die Glasscheiben. Eine Gruppe von Mädchen in kurzen schwarzen Wollmänteln marschierte forsch über das Pflaster, angeführt von einer Matrone mit Feder im Hut.

»Ist nicht mehr weit«, sagte Vago. Er führte Andras den Boulevard hinunter und bog in eine kleinere Geschäftsstraße ab, dann in eine lange Wohnstraße, schließlich in eine kleinere, gesäumt von grauen Doppelhäusern und massiven rotbedachten Wohnhäusern, die plötzlich einem hoch aufragenden weißen Schiff von Mietshaus wichen, dreieckig, gebaut auf einer Scherbe Land, an der sich zwei Straßen in spitzem Winkel trafen. Die einzelnen Wohnungen hatten Bullaugenfenster und zu-

rückgesetzte Balkone mit Glasschiebetüren, als sei das Gebäude tatsächlich ein Ozeandampfer; hinter einem Bug aus schrägen Fenstern und milchweißen Stahlbetonbögen schob es sich durch den Morgen.

»Architekt?«, fragte Vago.

»Pingusson.« Einige Wochen zuvor hatten sie Pingussons Arbeit im Pavillon auf der Weltausstellung studiert; ein Kommilitone aus dem fünften Jahr war ihr Führer gewesen und hatte die Schlichtheit der Linienführung und den unkonventionellen Umgang mit Proportionen gepriesen.

»Stimmt«, sagte Vago. »Einer von uns – ein Mann von der École Spéciale. Ich habe ihn vor fünf Jahren auf einem Architekturkongress in Russland kennengelernt und bin seitdem mit ihm befreundet. Er hat einige scharfsinnige Artikel für *L'architecture d'Aujourd'hui* verfasst. Wegen dieser Beiträge haben die Leute die Zeitschrift gekauft, als sie gerade ans Laufen kam. Außerdem ist er ein teuflisch guter Pokerspieler. Wir treffen uns immer samstagsabends. Manchmal stattet uns Professor Perret einen Besuch ab – der spielt zwar miserabel, aber er redet gern.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Andras.

»Und jetzt raten Sie mal, um was sich das Gespräch an diesem Samstagabend drehte?«

Andras zuckte mit den Schultern.

»Keine Idee?«

»Um den Spanischen Bürgerkrieg?«

»Nein, mein junger Freund. Es ging um Sie! Um Ihr Problem. Das Stipendium. Ihre fehlenden Mittel. Perret schenkte immer fleißig Champagner nach. Einen erstklassigen Canard-Duchêne von '26, den er als Geschenk von einem Auftraggeber bekommen hatte. Nun ist Georges-Henri – also Pingusson – ein außergewöhnlich intelligenter Mann. Er zeichnet für eine große Zahl sehr schöner Gebäude hier in Paris verantwortlich und hat ein ganzes Haus voller Preise und Pokale. Er ist auch Ingenieur, wissen Sie, nicht nur Architekt. Beim Pokerspielen merkt man, dass er sich mit Zahlen auskennt. Aber wenn er Champagner trinkt, wird er waghalsig und romantisch. Um Mitternacht warf er sein Sparbuch auf den Tisch und sagte zu Perret, wenn der die

nächste Runde gewänne, dann würde er – also Pingusson – einspringen und Ihre Studiengebühren übernehmen.«

Andras starrte Vago ungläubig an. »Und was passierte?«

»Perret verlor natürlich. Ich glaube nicht, dass er Pingusson schon mal geschlagen hat. Aber der Champagner tat bereits seine Wirkung. Er ist ein gerissener Kerl, unser Perret. Letzten Endes gerissener als Pingusson.«

»Was meinen Sie damit?«

»Am Ende standen wir alle auf der Straße und warteten auf ein Taxi. Perret schüttelte den Kopf, nüchtern wie eine Eule. ›Ist wirklich eine Schande mit diesem Lévi‹, sagt er. ›Tragische Sache.‹ Und Georges-Henri, betrunken vom Champagner, sinkt praktisch auf dem Bürgersteig auf die Knie und fleht Perret an, das Stipendium für Sie zahlen zu dürfen. Fünzig Prozent, sagt er, nicht einen Centime weniger. ›Wenn der Junge die andere Hälfte selbst aufbringt‹, sagt er, ›dann lasst ihn an der Schule bleiben.‹«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst«, sagte Andras.

»Leider doch.«

»Aber am nächsten Morgen kam er zur Besinnung.«

»Nein. Perret ließ ihn noch nachts alles schriftlich niederlegen. Er ist ihm eh etwas schuldig. Perret hat ihm mehr als einen Gefallen getan.«

»Welche Sicherheit will er für das Darlehen?«

»Keine«, sagte Vago. »Perret hat gesagt, Sie wären ein Ehrenmann. Und dass Sie nach Ihrem Abschluss eine Menge Geld verdienen würden.«

»Fünzig Prozent«, sagte Andras. »Gütiger Gott. Von Pingusson.« Wieder schaute er hinauf zur geschwungenen Fassade des Gebäudes, zu diesem aufstrebenden weißen Bug. »Sagen Sie mir, dass es kein Scherz ist.«

»Das ist kein Scherz. Der Brief liegt unterschrieben auf meinem Schreibtisch.«

»Aber das sind Tausende von Francs.«

»Perret hat ihn davon überzeugt, dass Sie die Unterstützung wert sind.«

Andras' Kehle zog sich zu. Er würde nicht weinen, nicht hier

an einer Straßenecke in Boulogne-Billancourt. Mit der Schuhsohle scharrte er auf dem Bürgersteig. Er musste eine Möglichkeit finden, die andere Hälfte des Geldes aufzutreiben. Wenn Perret für ihn gezaubert hatte, wenn er aus nichts etwas für ihn gemacht hatte, wenn er Andras für einen Ehrenmann hielt, dann war das Mindeste, was Andras tun konnte, die Herausforderung von Pingusson anzunehmen. Er würde alles tun, was nötig war. Wie lange hatte er bisher nach einer Arbeit gesucht? Ein paar Tage? Die Stadt Paris war riesengroß. Er würde Arbeit finden. Er musste.

Es gab Zeiten, da schien ein gutmütiger Geist über dem Théâtre Sarah-Bernhardt zu wachen, Zeiten, in denen ein Stück eigentlich hätte Schiffbruch erleiden müssen, es aber nicht tat. Am Abend von Marcelle Gérard's Debüt als Mutter schien alles auf eine Katastrophe zuzusteuern; eine Stunde vor Beginn tauchte Marcelle in Novaks Büro auf und drohte zu gehen. Sie fühle sich nicht bereit für den Auftritt, sagte sie. Sie würde sich vor ihrem Publikum, den Kritikern, dem Minister blamieren. Novak nahm ihre Hände und flehte sie an, vernünftig zu sein. Er wüsste, dass sie die Rolle spielen könne. Beim Vorsprechen sei sie wundervoll gewesen. Die Rolle sei nur an Claudine Villareal-Bloch gegangen, weil Novak Madame Gérard nicht haben bevorzugen wollen. Ihre Affäre mochte inzwischen längst vorbei sein, aber es würde noch immer geredet; er hätte Angst, dass seiner Frau etwas zu Ohren käme, wo die Situation zwischen ihnen schon angespannt genug sei. Marcelle hatte das natürlich verstanden; hatten sie nach ihrem Entschluss nicht darüber gesprochen? Niemals hätte er in Erwägung gezogen, sie an diesem Abend auftreten zu lassen, wenn er nicht davon überzeugt wäre, dass sie perfekt für die Rolle sei. Ihre Ängste wären völlig normal. Habe nicht Sarah Bernhardt selbst 1879 bei ihrer Darstellung der Phädra einen lähmenden Anfall von Lampenfieber überstanden? Novak sei felsenfest davon überzeugt, dass Marcelle zu Brechts Vision dieser Rolle werden würde, sobald sie die Bühne betrat. Das müsse sie doch auch wissen. Etwa nicht? Doch als Novak fertig war, entzog Madame Gérard ihm ihre

Hände, begab sich wortlos in ihre Garderobe und ließ Novak allein zurück.

Vielleicht war es die aufrichtige Kraft seiner Sorgen, die Sarah Bernhardts Geist an jenem Abend aus den Mauern des Theaters rief. Vielleicht waren es die kollektiven Bedenken von Ensemble und Mitarbeitern, von Beleuchtern, Platzanweisern, Kostümbildnern, dem Hausmeister und dem Garderobenmädchen. Aus welchem Grund auch immer: Als es neun Uhr schlug, war Madame Gérards Unschlüssigkeit verflogen. Der Minister saß in seiner Loge und nippte unauffällig an seinem silbernen Flachmann; Lady Mendl und die ehrenwerte Mrs. Reginald Fellowes waren bei ihm, Lady Mendl mit Pfauenfedern im Haar und Daisy Fellowes in einem schillernden Kostüm von Schiaparelli aus jade-grüner Seide. Der Krieg in Spanien machte das kommunistische Theater in Frankreich modern. Das Haus war ausverkauft. Das Licht wurde schwächer. Und dann trat Marcelle Gérard auf die Bühne und sprach mit einer Stimme, so pflaumig weich wie die von Sarah Bernhardt selbst. Von seinem Platz in der Kulisse beobachtete Zoltán Novak, wie Madame Gérard eine Interpretation von *Die Mutter* lieferte, die die liebestrunkene Darbietung von Claudine Villareal-Bloch in den Schatten stellte. Er stieß einen so wohligen, so tiefen Seufzer der Erleichterung aus, dass er seiner Frau dankbar war, ihm den brustverengenden Trost seiner Zigaretten verweigert zu haben. Mit ein wenig Glück würde er diese Sucht für immer hinter sich lassen. Der Aufenthalt in den medizinischen Bädern von Budapest hatte das Blut und den Schmerz aus seiner Lunge gewaschen. Das Stück war nicht durchgefallen. Und sein Theater würde eventuell doch überleben, trotz der langen roten Zahlenreihen in seinen Geschäftsbüchern und der Schulden, die sich Woche für Woche erhöhten.

Als Novak nach der Vorstellung auch noch vom Minister gelobt wurde und das Kompliment an die errötende, atemlose Marcelle Gérard weitergegeben hatte, war er in solch überschwänglicher Stimmung, dass er gleich zwei Glas Champagner annahm und leerte, eins nach dem anderen, direkt im Flur vor der Garderobe. Bevor Novak ging, rief Marcelle ihn in ihr Heiligtum und küsste ihn auf den Mund, einmal, fast keusch, als sei

nun alles vergeben. Um Mitternacht schob Novak sich durch die Bühnentür in einen feinen, beißenden Nebel. Seine Frau würde zu Hause im Schlafzimmer auf ihn warten, das Haar gelöst und nach Lavendel duftend. Doch er war keine drei Schritte in ihre Richtung gegangen, als jemand von hinten auf ihn zugelaufen kam und nach seinem Arm griff, sodass ihm die Aktentasche aus der Hand fiel. In letzter Zeit hatte es in der Nähe des Theaters eine Reihe von Überfällen gegeben; Novak war im Allgemeinen vorsichtig, doch an diesem Abend hatte der Champagner ihn leichtsinnig gemacht. Seinen im Krieg entwickelten Instinkten gehorchend, wirbelte er herum und schlug dem Angreifer in den Magen. Ein dunkelhaariger junger Mann fiel keuchend zu Boden. Zoltán Novak bückte sich, um seine Aktentasche aufzuheben, und erst da hörte er, was der junge Kerl stöhnte: *Novak-úr. Novak-úr.* Sein eigener Name, erweitert um die höfliche ungarische Anredeform. Das Gesicht des jungen Mannes kam ihm irgendwie bekannt vor. Novak half ihm auf die Füße und wischte nasses Laub vom Ärmel des Angreifers. Vorsichtig befühlte der seine unteren Rippen.

»Was haben Sie sich dabei gedacht, sich so von hinten auf mich zu stürzen?«, fragte Novak auf Ungarisch und versuchte, das Gesicht des jungen Mannes besser zu erkennen.

»Sie wollten mich ja nicht in Ihrem Büro empfangen«, brachte der hervor.

»Hätte ich das denn tun sollen?«, fragte Novak. »Kenne ich Sie?«

»Andras Lévi«, keuchte der junge Kerl.

Ondresch Lévi. Der Junge aus dem Zug. Novak erinnerte sich an Andras' Verwirrung in Wien, an seine Dankbarkeit, als Novak ihm eine Brezel geschenkt hatte. Und jetzt hatte er dem armen Kerl in den Magen geboxt. Novak schüttelte den Kopf und stieß ein tiefes, reumütiges Lachen aus. »Herr Lévi«, sagte er. »Meine aufrichtige Entschuldigung.«

»Vielen Dank auch«, sagte der junge Mann verbittert, sich noch immer die Rippen reibend.

»Ich habe Sie einfach umgehauen«, sagte Novak bestürzt.

»Es geht schon.«

»Warum begleiten Sie mich nicht ein kleines Stück? Ich wohne ganz in der Nähe.«

Und so gingen sie gemeinsam, und Andras erzählte Novak die ganze Geschichte, begann damit, wie er das Stipendium erhalten und verloren hatte, und schloss mit dem Angebot von Pingusson. Das habe ihn noch einmal hergeführt. Er hätte einfach versuchen müssen, Novak zu sprechen. Er sei bereit, die niedrigsten Aufgaben zu übernehmen. Er würde alles tun. Er wollte die Schuhe der Schauspieler putzen, den Boden fegen oder die Aschenbecher leeren. Er musste so schnell wie möglich beginnen, seinen Anteil zu verdienen. Die erste Rate sei in drei Wochen fällig.

In der Zwischenzeit hatten sie Novaks Haus auf der Rue de Sèvres erreicht. Oben drang Licht durch den Baumwollstoff der Schlafzimmervorhänge. Der schwere Nebel hatte Novaks Haar feucht gemacht und beperlte die Ärmel seines Mantels; Lévi neben ihm zitterte in seiner dünnen Jacke. Novak musste an das Geschäftsbuch denken, das er zugeschlagen hatte, bevor er zur Vorstellung nach oben gegangen war. In dem Buch standen in der ordentlichen roten Schrift des Buchhalters die Zahlen, die den brenzlichen Zustand des Sarah-Bernhardt dokumentierten; noch ein paar verlustbringende Wochen, und sie würden schließen müssen. Andererseits: Wer wusste, was passieren würde, nun da Marcelle Gérard die Rolle der Mutter spielte? Novak wusste genau, was in Osteuropa vor sich ging, ihm war klar, dass Andras' versiegende Gelder nur das Symptom einer weitaus ernsteren Krankheit waren. In Ungarn hatte er in seiner Jugend eine Menge brillante junge Juden gekannt, die dennoch nie eine Chance zum Studium bekommen hatten; in seinen Augen war es ein Verbrechen, dass dieser junge Kerl sich dem ebenfalls beugen sollte, nachdem er es so weit geschafft hatte. Das Bernhardt war keine karitative Einrichtung, aber der Junge bat ja auch nicht um Almosen. Er suchte Arbeit. Er war bereit, alles zu tun. Sicherlich war es im Sinne von Brechts Stück, jemandem Arbeit zu geben, der sie brauchte. Und war Sarah Bernhardt nicht selbst Jüdin gewesen? Ihre Mutter war eine holländisch-jüdische Kurtisane, und das Jüdische vererbte sich über die Mutter.

Er musste es ja wissen. Novak war in einer katholischen Kirche getauft und auf katholische Schulen geschickt worden, obwohl seine Mutter Jüdin gewesen war.

»In Ordnung, Lévi«, sagte er und legte dem jungen Mann eine Hand auf die Schulter. »Warum kommen Sie morgen Nachmittag nicht mal im Theater vorbei?«

Und Andras schenkte Novak ein derart strahlendes, dankbares Lächeln, dass der Ältere einen flüchtigen Schreck bekam. So viel Vertrauen. So viel Hoffnung. Er wollte nicht wissen, was die Welt mit einem jungen Mann wie Andras Lévi anstellen würde.

6.

Arbeit

BEI DER PRODUKTION WIRKTEN siebenundzwanzig Schauspieler mit: neun Frauen, achtzehn Männer. Sie arbeiteten sechs Tage die Woche und hatten in der Zeit sieben Aufführungen. In den Kulissen hatten sie zwischendurch immer wieder kurz Zeit zu verschnaufen – und um eine erstaunliche Vielzahl an Bedürfnissen zu artikulieren. Ihre Kostüme mussten genäht und gebügelt werden, ihre Schoßhündchen ausgeführt, ihre Briefe eingeworfen, ihre gereizten Stimmbänder mit Tee besänftigt, ihre Mahlzeiten bestellt. Gelegentlich benötigten sie die Dienste eines Zahnarztes oder Doktors. Sie mussten ihren Text üben oder kurze stärkende Nickerchen machen. Sie mussten ihre heimlichen Liebschaften pflegen. Zwei der Männer waren in zwei der Damen verliebt, aber die beiden Angebeteten bevorzugten jeweils den Falschen. Nachrichten flogen zwischen den verliebten Parteien hin und her. Blumensträuße wurden geschickt, angenommen, zerrissen; Pralinen wurden gesendet und vernascht.

In dieses Chaos ließ sich der arbeitswillige Andras hinab, und der Assistent des Inspizienten gab ihm sofort mehrere Aufgaben. Als Monsieur Hammond ein Schuhband riss, musste Andras ein neues besorgen. Wenn der Bichon frisé von Madame Pillol gefüttert werden musste, hatte Andras das zu übernehmen. Nachrichten mussten zwischen dem Intendanten und den Hauptdarstellern, zwischen Inspizient und seinem Assistenten, zwischen den heimlichen Liebespaaren übermittelt werden. Als die verdrängte Claudine Villareal-Bloch ins Theater kam und ihre Rolle zurückforderte, galt es, sie mit Lob zu beschwichtigen. (Tatsächlich verhielt es sich so, wie der stellvertretende Inspizient

Andras erzählte, dass Villareal-Bloch ausgemustert worden sei; Marcelle Gérard sorgte mit ihrer Rolle für einen Riesenumsatz. Zum ersten Mal seit fünf Jahren sei das Bernhardt jeden Abend ausverkauft.) Andras war unklar, wie man im Sarah-Bernhardt hinter den Kulissen alles bewerkstelligt hatte, bevor er engagiert worden war. Als an seinem ersten Arbeitstag die Vorstellung begann, war er zu erschöpft, um von hinten zuzuschauen. Er schief auf einem Sofa ein, das für den zweiten Akt benötigt wurde, was er jedoch nicht wusste, sodass er unsanft erwachte, als zwei Bühnenarbeiter es anhoben, um es nach vorne zu tragen. Andras kraxelte gerade noch rechtzeitig herunter, als die Schauspieler die Bühne nach dem ersten Akt verließen, und wurde sogleich mit zahllosen Hilfesuchen überhäuft.

Er blieb noch lange, nachdem die Vorstellung vorbei war. Claudel, der Stellvertreter des Inspizienten, hatte ihm eingeschärft, er dürfe erst Schluss machen, wenn der letzte Schauspieler nach Hause gegangen sei; an jenem Abend war es Marcelle Gérard, die am längsten blieb. Am Ende stand Andras vor ihrer Garderobe und wartete, dass sie ihr Gespräch mit Zoltán Novak beendete. Durch die Garderobentür konnte er die Erregung in Madame Gérards schnellem Französisch hören. Ihm gefiel der Klang, und er dachte, dass es ihn nicht stören würde, wenn er noch etwas für sie erledigen sollte, bevor er nach Hause ging. Schließlich tauchte Monsieur Novak auf, und ein vage besorgter Blick warf seine Stirn in Falten. Er wirkte überrascht, Andras vor der Tür zu sehen.

»Es ist Mitternacht, mein Junge«, sagt er. »Zeit, nach Hause zu gehen.«

»Monsieur Claudel hat mich angewiesen zu bleiben, bis alle Schauspieler gegangen sind.«

»Aha. Na dann, gut. Hier haben Sie was fürs Abendessen, einen Vorschuss auf Ihre Bezahlung nächste Woche.« Novak reichte Andras eine gefaltete Geldnote. »Holen Sie sich was Kräftigeres als eine Brezel«, sagte er und ging, sich den Nacken reibend, den Korridor hinunter zu seinem Büro.

Andras faltete den Schein auseinander. Es waren zweihundertfünfzig Francs, genug für zwei Wochen Essen in der Studen-

tenkantine. Erleichtert piff er leise vor sich hin und schob das Geld in seine Jackentasche.

Madame Gérard kam aus ihrer Garderobe, das breite Gesicht ohne die Bühnenschminke schlicht und blass. Sie trug eine Tasche aus einem türkischen Kelim, und ihr Schal war so eng gebunden, als hätte sie einen langen Heimweg vor sich. Doch Claudel hatte gesagt, dass Madame Gérard mit dem Taxi fahren würde, deshalb bat Andras sie, am Bühneneingang zu warten, während er auf dem Quai de Gesvres einen Wagen heranwinkte. Inzwischen waren die Autogramm-Jäger verschwunden. Nach der Vorstellung hatte Madame Gérard am Bühneneingang über hundert Unterschriften verteilt. Andras führte sie am Arm zum Bordstein. Er merkte, dass ihr Tweedmantel an den Ellenbogen abgewetzt war. In der offenen Tür des Taxis blieb sie stehen und sah ihm in die Augen, der Schal umrahmte ihr Gesicht. Sie hatte eine hohe, gewölbte Stirn mit eng stehenden Augenbrauen; ihre kräftigen Wangenknochen verliehen ihr eine Würde, die zur Rolle einer Königin gepasst hätte, doch sie nutzten ihr ebenso gut in der Rolle der proletarischen Mutter.

»Sie sind neu hier«, stellte sie fest. »Wie heißen Sie?«

»Andras Lévi«, erwiderte er mit einer angedeuteten Verbeugung.

Sie wiederholte seinen Namen zweimal, wie um sich ihn besser einzuprägen. »War mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Andras Lévi. Vielen Dank, dass Sie den Wagen besorgt haben.« Sie stieg hinein, zog sich den Mantel um die Beine und schloss die Tür.

Während Andras dem Taxi nachsah, das den Quai de Gesvres in Richtung Pont d'Arcole hinunterfuhr, ließ er sich unwillkürlich noch einmal das kurze Drehbuch ihrer Unterhaltung durch den Kopf gehen. Seiner Erinnerung nach hatte sie gesagt *très heureux de faire votre connaissance*, was auf Ungarisch hieß: *Örülök, hogy megismerhetem*. Wie kam es, dass er meinte, ein Echo von *örülök* in ihrem *très heureux* gehört zu haben? Waren alle Menschen in Paris heimliche Ungarn? Er lachte laut über diese Vorstellung: All die Frauen von der Rive Droite in ihren Pelzmänteln, die Theaterbesucher in ihren Limousinen, die jazzverrückten Kunst-

studenten in ihren abgetragenen Jacken, sollten sie alle einen heimlichen Appetit auf Paprikás und Bauernbrot hegen, wenn sie ihre Bouillabaisse mit Baguettes vertilgten? Als Andras den Fluss überquerte, verspürte er eine zunehmende Leichtigkeit in der Brust. Er hatte Arbeit. Er würde seinen Anteil aufbringen können. Neue Stifte lagen gespitzt auf seinem Werktsch, und es schien nicht unmöglich, dass er noch vor dem Morgen seine Zeichnungen des Gare d'Orsay fertigstellen würde.

Er arbeitete die ganze Nacht ohne Pause und schaffte es, sich auch im Unterricht am Vormittag wach zu halten. Dann nickte er in einer Ecke der Bibliothek ein und schlief mehrere Stunden. Als er schließlich erwachte, fand er eine Nachricht an seinem Revers befestigt, in Rosens Handschrift: *Wir treffen uns um 5 im Colombe Bleue, du fauler Hund*. Andras setzte sich auf und drückte die Fingerknöchel in die Augen. Er zog die Uhr seines Vaters aus der Tasche und schaute nach der Zeit. Vier Uhr. In drei Stunden würde er wieder im Theater sein müssen. Er wollte nur noch nach Hause ins Bett. Andras ging zur Herrentoilette, wo er entdeckte, dass seine Oberlippe im Schlaf mit einem Clark-Gable-Schnäuzer bemalt worden war. Er ließ den Schnurrbart, wo er war, kämmt sich das Haar mit den Fingern und zupfte seine Jacke zurecht.

Das Café La Colombe Bleue war einen gut halbstündigen Weg über den Boulevard Raspail und durch das Quartier Latin entfernt. Andras war der Erste, der dort eintraf; er nahm einen Tisch weiter hinten und bestellte das Billigste von der Speisekarte, ein Kännchen Tee. Das Getränk wurde mit zwei Butterkekse serviert, in deren Mitte eine Mandel gedrückt war. Deshalb war das Colombe Bleue bei den Studenten so beliebt: Hier war man großzügig. Im Quartier Latin hatte es Seltenheitswert, wenn man zwei Plätzchen zum Kännchen Tee bekam, schon gar keine Mandelkekse. Als Andras den Tee getrunken und die Kekse gegessen hatte, waren Rosen, Polaner und Ben Yakov eingetroffen. Sie nahmen ihre Schals ab und zogen sich Stühle an den Tisch.

Rosen küsste Andras auf beide Wangen. »Hübscher Schnäuzer«, sagte er.

»Wir dachten, du wärest tot«, meinte Ben Yakov. »Oder zumindest im Koma.«

»Ich war so gut wie tot.«

»Wir haben gewettet«, sagte Ben Yakov. »Rosen setzte darauf, du würdest die ganze Nacht schlafen. Ich habe gesagt, du würdest dich hier mit uns treffen. Polaner hat sich rausgehalten, weil er pleite ist.«

Polaner lief rot an. Von den dreien stammte er aus der wohlhabendsten Familie, doch ihr Königreich war eine Textilfabrik in Krakau, und sein Vater hatte keine Vorstellung, wie teuer Paris in Wirklichkeit war. Jeden Monat schickte er Polaner ein bisschen zu wenig für Kleidung und Verpflegung. Im schmerzlichen Bewusstsein seiner wachsenden Schulden beim Vater brachte es Polaner nicht über sich, um mehr Geld zu bitten. Als privilegiertes Kind hatte er nie gearbeitet und schien eine Nebenbeschäftigung auch nicht in Erwägung zu ziehen, um seine Lage zu verbessern. Stattdessen bestellte er im Café nur heißes Wasser, flickte seine Schuhe mit dickem Karton, der vom Modellbau übrig war, und nahm das restliche Brot aus der Kantine mit nach Hause.

Da Andras' Taschen voller Geld waren, war es nun an ihm, den anderen etwas auszugeben. Sie wählten kleine Gläser mit Whisky Soda, dem Drink der amerikanischen Filmstars. Sie fluchten auf die ungarische Regierung und deren Versuch, Andras aus ihrer Mitte zu entfernen, dann stießen sie auf seine neue Rolle als Kurier von Liebesbriefen und Ausfühler von Schauspielerehrenden an. Als die Gläser leer waren, bestellten sie noch eine große Kanne Tee.

»Ben Yakov hat heute Abend noch ein Stelldichein«, verkündete Rosen.

»Was soll das sein, ein Stelldichein?«, fragte Andras.

»Ein Rendezvous. Ein Treffen. Offenbar romantischer Natur.«

»Mit wem?«

»Ach, nur mit der schönen Lucia«, sagte Rosen, und Ben Yakov verschränkte die Finger und dehnte sie in stummem Stolz. Stille legte sich über den Tisch. Alle verehrten Lucia mit ihrer tiefen Samtstimme und der schimmernden Mahagonihaut. Al-

leine nachts im Bett hatte sich jeder von ihnen vorgestellt, wie sie aus ihrem Kleid und ihrer Unterwäsche stieg und nackt im verdunkelten Zimmer stand. Tagsüber hatte Lucia sie mit ihrem Talent im Atelier beschämt. Sie arbeitete nicht nur im Sekretariat; sie war Studentin im vierten Jahr, eine der besten in ihrer Klasse, und man erzählte sich, dass Mallet-Stevens ihre Arbeit besonders schätzte.

»Auf Ben Yakov!«, sagte Andras und hob seine Tasse.

»Prost!«, sagten die anderen. Ben Yakov hob in falscher Bescheidenheit die Hand.

»Natürlich wird er uns nie erzählen, was da läuft«, sagte Rosen. »Ben Yakov behält seine Affären für sich.«

»Anders als Monsieur Rosen«, gab Ben Yakov zurück. »Monsieur Rosens Affären sind für alle da. Wenn das nur deine Damen wüssten!«

»Dies ist die Stadt der Liebe«, sagte Rosen. »Wir sollten alle Liebe machen.« Er benutzte das vulgäre Wort – *baiser*. »Was ist, Polaner? Bin ich anstößig?«

»Ich habe nicht zugehört«, sagte Polaner.

»Polaner ist ein Gentleman«, sagte Ben Yakov. »Gentlemen *ne baisent pas*.«

»Ganz im Gegenteil«, bemerkte Andras. »Gentlemen sind große *baiseurs*. Ich habe gerade *Les Liaisons Dangereuses* gelesen. Da wimmelt es vor Gentlemen *baisant*.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob du überhaupt für dieses Thema qualifiziert bist«, sagte Rosen. »Polaner hat zu Hause wenigstens eine *petite amie*. Seine Krakauer Zukünftige, nicht wahr?« Er knuffte Polaner in die Schulter, und Polaner errötete wieder; er hatte mehrmals Briefe von einem Mädchen erwähnt, die Tochter eines Wollfabrikanten, die zu heiraten sein Vater von ihm erwartete. »Er hat es schon gemacht, ob er nun gern drüber redet oder nicht«, sagte Rosen. »Aber du, Andras, du hast es noch nie getan.«

»Das ist eine Lüge«, sagte Andras, obwohl es stimmte.

»Paris ist voller Mädchen«, sagte Rosen. »Wir sollten ein Stell-dichein für dich arrangieren. Professioneller Natur, meine ich.«

»Mit wessen Geld?«, fragte Ben Yakov.

»Früher hatten Künstler doch Wohltäter, oder?«, sagte Rosen. »Wo sind unsere Wohltäter?« Er stand auf und wiederholte die Frage für alle im Raum mit voller Lautstärke. Einige Stammgäste hoben ihr Glas. Doch es war kein zukünftiger Wohltäter unter ihnen; es waren Studenten mit einer Teekanne und zwei Plätzchen, mit linken Zeitungen und verschlissenen Mänteln.

»Wenigstens habe ich eine Arbeit«, sagte Andras.

»Na, dann heißt es sparen, sparen, sparen!«, sagte Rosen. »Du kannst ja nicht auf ewig Jungfrau bleiben.«

Auf der Arbeit hetzte Andras von einer Aufgabe zur nächsten wie ein Sous-Chef, der bei der Vorbereitung eines zwölfgängigen Menüs assistierte; kaum hatte er einen Auftrag erledigt, kam schon der nächste, alles unter wachsendem Zeitdruck. Claudel, der Assistent des Inspizienten, war Baske und besaß ein Temperament, das sich oft in herumgeschleuderten Requisiten niederschlug, die dann repariert werden mussten, bevor sie auf der Bühne gebraucht wurden. Aus Protest hatte der Requisiteur gekündigt, und das Requisitenlager war zu allem Übel auch noch schlecht sortiert. Claudel terrorisierte die Souffleure und die Bühnenarbeiter, den Intendanten und die Gewandmeisterin; er terrorisierte sogar seinen eigenen Vorgesetzten, den Inspizienten selbst, Monsieur d'Aubigné, der zu viel Angst vor Claudels Wutausbrüchen hatte, um sich bei Monsieur Novak zu beschweren. Doch ganz besonders terrorisierte Claudel Andras, der sich bemühte, immer zur Stelle zu sein. Andras wusste, dass er es nicht böse meinte. Claudel war ein Perfektionist, und jeder Perfektionist musste angesichts des Chaos hinter den Kulissen des Bernhardt einfach wahnsinnig werden. Nachrichten gingen verloren, herrenlose Requisiten flogen herum, Teile von Kostümen wurden verlegt; nie wusste jemand, wie lange es noch bis zum Vorhang oder zum Ende der Pause war. Es glich einem Wunder, dass die Vorstellungen überhaupt stattfanden. In seiner ersten Woche bastelte Andras Ablagefächer für den Austausch von Nachrichten zwischen dem Inspizienten, seinem Assistenten, dem Intendanten, dem Ensemble und den Mitarbeitern; er kaufte zwei billige Wanduhren und hängte sie in die Kulissen; er

nagelte ein paar grobe Regale zusammen, sortierte die Requisiten darin ein und versah jedes Fach mit einer Angabe zu der Szene, in der die Requisite benötigt wurde. Innerhalb weniger Tage breitete sich eine gewisse Ruhe hinter der Bühne aus. Ganze Akte verstrichen ohne einen Wutausbruch von Claudel. Die Bühnenarbeiter erwähnten die Veränderung beim Inspizienten, der wiederum mit Zoltán Novak darüber sprach, und Novak gratulierte Andras. Ermutigt durch seinen Erfolg, bat Andras um fünfundsiebzig Francs wöchentlich, damit er für alle hinter der Bühne einen Tisch mit Kaffee, Sahne, Schokoladenplätzchen, Marmelade und Brot aufstellen könne, und erhielt sie auch. Bald war sein Postfach voll mit Dankesbekundungen.

Vor allem Madame Gérard schien Andras in ihr Herz geschlossen zu haben. Immer häufiger rief sie ihn nicht nur, damit er Aufträge für sie erledigte, sondern auch um ihr Gesellschaft zu leisten. Wenn die übrigen Schauspieler nach der Vorstellung gegangen waren, hatte sie ihn gern bei sich in der Garderobe, damit sie ein wenig Unterhaltung hatte, während sie sich abschminkte. Ihre Rückverwandlung dauerte so lange, dass Andras nach einiger Zeit vermutete, sie fürchte sich davor, nach Hause zu gehen. Er wusste, dass sie allein lebte, allerdings nicht, wo; er stellte sich eine roséfarbene Wohnung vor, tapeziert mit alten Theaterplakaten. Madame Gérard sprach nur wenig über ihr eigenes Leben, erzählte ihm lediglich, dass er ihre Herkunft richtig erraten hatte: Sie war in Budapest geboren, und ihre Mutter hatte der jungen Marcelle beides beigebracht: Französisch und Ungarisch. Doch von Andras verlangte sie, ausschließlich Französisch mit ihr zu sprechen; Übung sei der beste Weg, die Sprache zu lernen. Sie wollte alles über Budapest hören, über Andras' Arbeit bei *Vergangenheit und Zukunft*, über seine Familie; er erzählte ihr von Mátyás' Liebe zum Tanz und Tibors bevorstehendem Aufbruch nach Modena.

»Und spricht Tibor Italienisch?«, fragte sie, während sie sich Creme in die Stirn massierte. »Hat er die Sprache gelernt?«

»Er wird sie schneller beherrschen als ich Französisch. In der Schule hat er drei Jahre in Folge die höchste Auszeichnung in Latein erhalten.«

»Und freut er sich schon?«

»Doch, sehr«, sagte Andras. »Aber er kann nicht vor Januar fahren.«

»Und für was interessiert er sich außer der Medizin?«

»Für Politik. Den Zustand der Welt.«

»Na, das ist verzeihlich bei einem jungen Mann. Und darüber hinaus? Was macht er in seiner Freizeit? Hat er eine Freundin? Muss er jemanden in Budapest zurücklassen?«

Andras schüttelte den Kopf. »Er arbeitet Tag und Nacht. Er hat keine Freizeit.«

»Tatsächlich?«, sagte Madame Gérard und wischte mit einem rosafarbenen Samtschwamm über ihre Wangen. Sie warf Andras einen nachdenklich prüfenden Blick zu, hob die Augenbrauen zu schmalen Zwillingsbögen. »Und wie steht es bei Ihnen?«, fragte sie. »Sie müssen doch eine Freundin haben.«

Andras lief dunkelrot an. Noch nie hatte er mit einer älteren Frau über dieses Thema gesprochen, nicht einmal mit seiner Mutter. »Keine Spur davon«, sagte er.

»Verstehe«, meinte Madame Gérard. »Dann haben Sie ja vielleicht nichts gegen eine Einladung zum Mittagessen bei einer Freundin von mir. Eine Ungarin, die ich kenne, eine begabte Ballettlehrerin, hat eine Tochter, die ein paar Jahre jünger ist als Sie. Ein sehr hübsches Mädchen namens Elisabet. Sie ist groß, blond, hervorragend in der Schule – bekommt beste Noten in Mathematik. Hat einen städtischen Mathematikwettbewerb gewonnen, das arme Ding. Ich bin mir sicher, dass sie ein wenig Ungarisch spricht, obwohl sie überzeugte Französin ist. Sie könnte Sie mit ihren Freundinnen bekannt machen.«

Ein großes blondes Mädchen, überzeugte Französin, die Ungarisch sprach und ihm eine andere Seite von Paris zeigen konnte: Dazu wollte Andras kaum Nein sagen. Im Hinterkopf hörte er Rosen necken, er könne nicht auf ewig Jungfrau bleiben. Ohne weiter nachzudenken, erwiderte er, mit Vergnügen würde er die Einladung zum Essen im Haus von Marcelle Gérards Freundin annehmen. Madame Gérard schrieb Name und Adresse auf die Rückseite ihrer eigenen Visitenkarte.

»Sonntagmittag«, sagte sie. »Ich selbst werde leider nicht kom-

men können. Ich habe schon eine andere Einladung. Aber ich versichere Ihnen, Sie haben von Elisabeth und ihrer Mutter nichts zu befürchten.« Sie reichte ihm die Karte. »Sie wohnen nicht weit von hier, im Marais.«

Andras warf einen flüchtigen Blick auf die Karte, weil er sich fragte, ob das Haus in dem Teil des Marais stand, den er mit seinem Geschichtskurs besucht hatte; da fuhr ein kurzer Blitz durch sein Gehirn, und er musste noch einmal nachsehen. *Morgenstern*, hatte Madame Gérard geschrieben. 39 Rue de Sévigné.

»Morgenstern«, sagte er laut.

»Ja. Das Haus steht an der Ecke zur Rue d'Ormesson.« Dann bemerkte sie etwas Ungewöhnliches in Andras' Gesicht. »Stimmt etwas nicht?«

Im ersten Moment hatte er das Bedürfnis, ihr von seinem Besuch im Haus auf der Benczúr utca zu erzählen, von dem Brief, den er nach Paris befördert hatte, doch dann erinnerte er sich an Frau Hász' Bitte um Diskretion und riss sich zusammen. »Schon gut«, sagte er. »Es ist schon länger her, dass ich in feiner Gesellschaft war, mehr nicht.«

»Sie werden sich großartig schlagen«, sagte Madame Gérard. »Sie sind ein besserer Gentleman als die meisten Männer, die ich kenne.« Sie erhob sich und schenkte ihm ihr königliches Lächeln, eine Art Privatvorstellung ihrer Ausstrahlung und Eleganz; dann zog sie ihr chinesisches Gewand enger um sich und verschwand hinter den goldenen Linden ihres Paravents.

In jener Nacht saß Andras auf seinem Bett und betrachtete die Karte, die Adresse. Er wusste, dass die Welt ungarischer Immigranten in Paris klein war und dass Madame Gérard gute Beziehungen hatte, dennoch wurde er das Gefühl nicht los, dass dieser Zufall eine tiefere Bedeutung besaß. Er war überzeugt, dass sein Gedächtnis ihn nicht trog; er hatte den Namen Morgenstern nicht vergessen, ebenso wenig die Straße, Rue de Sévigné. Ihn elektrisierte die Vorstellung, dass er nun herausfinden würde, ob Tibor recht gehabt hatte, als er annahm, der Brief sei an den ehemaligen Liebhaber der älteren Frau Hász adressiert. Würde er bei den Morgensterns auf einen weißhaarigen Herrn

treffen – vielleicht den Schwiegervater von Madame Morgestern –, ebenjenes geheimnisvollen C.? Was hatten die Hász aus Budapest mit einer Ballettlehrerin im Marais zu tun? Und wie sollte er das alles vor József Hász unerwähnt lassen, wenn er ihn das nächste Mal sah?

Doch in den folgenden Tagen sollte er nur wenig Zeit haben, über den näher rückenden Besuch bei den Morgesterns nachzudenken. Es war nur noch ein Monat bis zum Ende des Semesters, in drei Wochen würden die Herbstprojekte aller Studenten beurteilt werden. Andras' Arbeit war ein Modell des Gare d'Orsay, gebaut nach seiner Planzeichnung; die Zeichnungen waren fertig, mit dem Modell selbst musste er noch anfangen. Er würde Material kaufen und topografische Karten studieren müssen, um das Fundament bauen zu können, musste Schablonen für die Wände des Modells anfertigen, Formen ausschneiden, Bogenfenster, Zifferblätter der Uhren und all die Steinarbeiten zeichnen und sie auf dem fertigen Werkstück anbringen. Die ganze Woche verbrachte Andras im Atelier inmitten seiner Pläne. Nachts, nach der Arbeit, nahmen ihn die Vorbereitungen für seine Statikprüfung in Anspruch, und nachmittags besuchte er eine Vorlesung von Perret über die unglückselige Fonthill Abbey, eine Kathedrale aus dem 19. Jahrhundert, deren Turm aufgrund schlechter Planung, übereilter Bauweise und der Verwendung minderwertiger Baumaterialien dreimal einstürzte.

Als er am Samstagnachmittag im Theater eintraf, war das einzige Mysterium in seinem Kopf, wie er es geschafft hatte, am letzten Tag vor der Einladung sein einziges weißes Hemd nicht in die Reinigung gegeben und keinen einzigen Franc für ein Geschenk an seine Gastgeberin zur Seite gelegt zu haben. Nachdem er Madame Gérard das Problem mit seiner Kleidung gestanden hatte, fand er sich in der Werkstatt der Gewandmeisterin wieder, Madame Courbet, die die gesamte Arbeiterbekleidung und alle Armeeuniformen für *Die Mutter* gefertigt hatte. Während es auf der Bühne zur Revolution kam, widmete Madame Courbet ihre Aufmerksamkeit einer anderen Schlacht: Sie nähte fünfzig Tutus für eine Kindertanzaufführung, die im Winter im Bernhardt stattfinden würde. Andras entdeckte die Schneiderin